Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 63

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Justus Möser
Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Martin Siemsen

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 63

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
von Walter Gödden

Band 63

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://portal.dnb.de/ abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2017 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1220-1
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

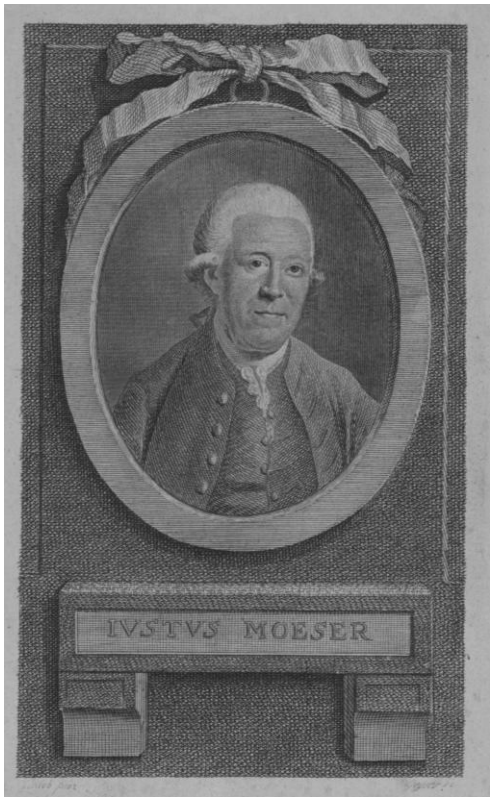
Autobiografische Fragmente	11
Ein Wochenblatt. 9. November 1746	13
Erstes Stück eines Indianischen Briefes	15
Ode *auf den Westfälischen Frieden* 1748	17
»Komm Gredel, lass die Helden <…>«	19
Harlekin	21
An die Berliner *(Thomas Abbt), Mai 1762*	27
Comedie (*Fragment*)	28
An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 15. Dezember 1763	30
An Thomas Abbt, 12. Mai 1764	32
An Thomas Abbt, August 1764	34
An Thomas Abbt, Ende Mai 1765	35
An Thomas Abbt, 26. Juni 1765	35
An Thomas Abbt, Ende August 1765	36
Auszug eines Schreibens: Ob die Tugend zu scharf beurtheilet werden dürfe?	37
Betrachtung über die Wohnung eines westfälischen Bauren	38
An Thomas Abbt, 11. Oktober 1766	40
Vermischte Nachricht	42
Sachen, so verlohren	42
An Friedrich Nicolai, 11. Februar 1767	42

Die hiesigen Häuser des Landmanns sind in ihrem Plan die besten	43
Das Glück der Bettler	45
Anmerkung wegen dieser Intelligenz-Blätter	49
Avertissement wegen der Osnabrückschen Intelligenz-Blätter	51
Johann konnte nicht leben Eine alltägliche Geschichte	53
Doppelrezension <F. C. von Moser:> Von dem deutschen Nationalgeiste/*<J. J. Bülau:>* Noch Etwas zum deutschen Nationalgeiste	57
Osnabrückische Geschichte – allgemeine Einleitung	58
An Johann Christoph Gatterer, 29. Januar 1769	64
Es bleibt beym Alten	65
Schreiben an den Herrn Schulmeister im 20sten Stück	67
Aktennotiz vom 8. Juli 1769	71
Von dem Faustrechte	71
Ein Project das nicht ausgeführet werden wird	74
An Johann Bernhard Basedow, 1770/72	75
Aufgabe	76
Jeder zahle seine Zeche	76

Gedanken über den jetzigen Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen 79
Schreiben eines reisenden Gasconiers 82
Eine Probe des neuesten Geschmacks 86
Vorschlag zu einer Sammlung einheimischer Rechtsfälle 88
An Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, 21. November 1773 89
Das Glück der Morgenstunden 90
Rezension Historiae Antiquissimae Comitatus Benthemiensis Libri tres <…> Auctore Joanne Henrico Jungio <…> 90
An Friedrich Nicolai, 2. April 1774 91
Johann seyd doch so gut! 91
Der alte Onkel 94
An Friedrich Nicolai, 24. August 1774 96
Jenny von Voigts: Vorrede der Herausgeberinn 98
Goethe an Jenny von Voigts, 28. Dez. 1774 99
Jenny von Voigts: Vorrede der Herausgeberinn 99
Ein Westfälisches Minnelied 101
Verschiedene Würkung der Theorie und Erfahrung 102
Rezension J.J. Mosers neueste Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft <…> 103
Ueber die Feyerstunde der Handwerker 103

Sollte man nicht jedem Städtgen seine besondre politische Verfassung geben? 104
An Friedrich Nicolai, Anfang Juni 1777 109
An Franz von Fürstenberg, 17. Juni 1777 109
An Friedrich Nicolai, 9. Juli 1777 110
An Johanna Catharina Friderici, Aug. 1777 111
Ueber die verfeinerten Begriffe 112
An Friedrich Nicolai, 24. Januar 1778 115
Erinnerung des Verfassers 116
An Michael Ignaz Schmidt, 11. April 1778 118
Eyn Nidersechsysches Lyed 119
Eyn Westphelysches Lyebeslyd 120
An Auguste Regine Juliane Buch, 13. Dezember 1778 121
Rede eines Beckers über die Backproben 122
Der Wirth muß vorauf 124
Ein Impromptü am Geburtstage 125
Amtliches Gutachten 1780/81 126
Über Goethes *Götz von Berlichingen* 127
An Friedrich Nicolai, März/April 1782 129
Goethe an Jenny von Voigts, 5. Mai 1782 133
An Jenny von Voigts, 20. Juli 1782 133
Jenny von Voigts an Luise von Anhalt-Dessau, 9. Dezember 1783 134
An Christian Garve, 11. Februar 1784 135
An Rudolf Zacharias Becker, 28. Jan. 1786 136

Toleranz und Intoleranz 137
Verse auf den Tod seiner Frau 137
Testamentarische Verfügung, 13. April 1789 138
Über das Recht der Menschheit, als den Grund der neuen französischen Constitution 139
Wann und wie mag eine Nation ihre Konstitution verändern? 140
An Friedrich Nicolai, 29. Dezember 1792 141
Fragmente zu Immanuel Kants »Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein …« 142
Jenny von Voigts: Todesfall 143
Jenny von Voigts an Friedrich Nicolai, 28. Januar 1794 143
Nachwort 144
Literatur 154
Korrespondenzpartner 155
Text- und Bildnachweise 156



Kupferstich von Christian Gottlieb Geyser, 1778

Georg Christoph Lichtenberg notierte in seinem Tagebuch am 10. Sept. 1772 nach einem Treffen mit Möser: »Dieser berühmte Mann ist recht für den Umgang gemacht, munter und gefällig im höchsten Grad, und spricht unverbesserlich gut, er weiß sich zu jedermanns Fähigkeiten herabzulassen und zu erheben, und offt weiß er den Reden anderer Personen so zu begegnen, daß sie sich wundern solche Einfälle gehabt zu haben.«

Autobiografische Fragmente

Sie wollen ich soll Ihnen mein Leben beschreiben, und zwar auf eine Art die mir Ehre mache. Allein Sie haben nicht bedacht, daß ein Mann, von dem man immer sagt: er sitzt und schreibt, wenig erlebt; und wenn er sich eidlich verpflichtete, alles was ihm anvertraut werden würde, mit sich ins Grab zu nehmen, noch weniger zu erzählen hat.

*

Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu seinem Andenken aufzuschreiben, mittheilen möchte: so verwies er auf seines Vaters, des um sein Vaterland wohl verdienten Kanzleydirektors und Konsistorialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hätte, daß ihm den 14ten Dec. 1720 ein Söhnlein geboren worden, welcher in der Taufe den Namen J u s t u s empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art seiner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, daß er sie so gut und nicht besser als Andere seines Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene keinen besondern Ruhm: er hätte vieles geschwinder als Andere gelernt, und das Wenige was er gewußt, glücklicher gebraucht als Andere; übrigens glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten Kindheit an, der nachherige Helmstädtsche Professor L o d t m a n n und der Superintendent B e r t l i n g weit mehrern Fleiß angewandt hätten. Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baum als hinter einem Buche gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in seinen jüngern Jahren begegnet wäre, bestände darin, daß er, als er kaum das funfzehnte Jahr erreicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine Kleinigkeit entwandt und, als sein Informator solches gemerkt und

seinem Vater hinterbracht, die Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thor hinaus gemacht, und in Gesellschaft einiger Preußischen Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld bey sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf und nieder gegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt, und ein Almosen bitten wollen. Allein wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen, worauf ihm ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte. Damit wäre er in voller Freude zum Bäcker, und mit dem Brote zum Thore, worin er hereingekommen, hinausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen was er thun wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brot verzehrt hätte.

Ach! Cameraden kommt! Herr Spiegelberg iſt todt!
Legt Trauer-Kleider an! bald wird er hingetragen.
Ach! Cameraden weint! was trifft uns groſſe Noht!
Kommt! gehet mit zur Leich; was ſoll ich mehrers ſagen!
Die Zung erſtarret mir; ich weiß nicht wo ich bin:
Ein Schauder kommt mir an / die Augen Zähren flieſſen;
Die Füſſe wackeln mir / die Hände ſincken hin.
Drum tröſt uns groſſer GOtt; nur du kanſt es verſüſſen.
Juſtus Möſer.

Verse Mösers auf den Tod seines Lehrers Johann Heinrich Spiegelberg am 12. September 1730

So weit ging seine Erzählung von seinen Schuljahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von Andern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch alles mit guter Art, und bey einem jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf, und besonders als ein treflicher Redner bewundert worden, der Stoff genug zu finden gewußt, um eine Deklamation von zwey Stunden zu halten. Hierin hätte er alle von seinem Alter übertroffen. In seinem zwölften Jahre hätte er und vorgedachte seine beiden Freunde mit andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht. B e r t l i n g hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt, und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können.

Ein Wochenblatt. Vier und vierzigstes Stück. Mittwochs, den 9ten Novembr. 1746

Mein Herr!
Es ist nichts gewöhnlicher, als daß eine Nation und eine Landschafft der andern allerhand Vorwürfe machet, welche theils erdichtet, theils aber anfangs von einem einzeln Falle abgezogen und hernach als allgemein ausgegeben worden. Die Griechen hielten alle andre Nationen vor Barbaren. Die Römer hatten auch diese hochmüthige Gewohnheit von ihnen geborget; Die Engeländer haben wiederum den Römischen Geschmack angenommen, und die Franzosen haben ehemals gar oft die unbeschiedene Frage aufgeworfen, ob ein deutscher auch Witz haben könne, ohne daß sie dazu, nach der scharfen, aber verdienten

Erinnerung unser grösten deutschen Dichterin, durch eine andre Frage: ob ein Franzose auch gesunde Vernunft haben könne, veranlasset worden. Eben diese Art zu denken hat vor einiger Zeit den Schweizern das Recht zur wahren deutschen Dichtkunst abgesprochen, ob sie gleich die nachdrücklichsten Beweise davon abgeleget haben.

Es ist fast keine Landschaft in Deutschland, die sich nicht auf ihrer Nachbare Rechnung lustig machet. Die Vorwürfe, welche man den Schwaben, den Franken, den Pommern, den Sachsen, den Thüringern, den Hessen und meinen Landesleuten, den Westphälingern, machet, sind so bekandt als ungegründet.

Letztere habe ich mir vorgesetzet zu vertheidigen. Man pflegt ihrem Vaterlande im Sprichwort die schlimmen Wege, die lange Meilen, das starke Bier und das schwarze Brod vorzuwerfen, ohne zu bedenken, daß erstre Zeugen eines guten Bodens sind, und nicht sowohl von uns als von der Natur abhangen. Sie finden sich auch nicht so wohl in Westphalen, als in den mehresten Gegenden von Deutschland, mithin müssen dieselben, wenn es ein Fehler ist, als Fehler des ganzen römischen Reichs angesehen werden. Wem sechs Meilen zu lang sind, der gedenke sich vier und zwanzig heraus, und dem das Bier zu stark ist, der kan den besten Wein und ein sehr gesundes Wasser haben. Wo Stiffter sind, da pflegt es niemahls an guten Wein zu fehlen, weil ein Domherr aus seiner Pfründe, nach dem Zeugnis des Herrn von Hagedorn, rothen und weissen schöpfen kan. Unser schwarzes Brod wird so wenig als das Bier auf der Tafel gebrauchet; Es wird keinem geboten, als der es ausdrücklich verlanget, weil wir ein so feines Weisbrot haben, als es in ganz Deutschland anzutreffen ist; Unterdessen ist auch unser schwarzes Brod so übel nicht, wenn der betrügerische Wirth solches den Fremden, die solches zu sehen neugierig sind, so vorsetzte, wie es gemachet werden sollte.

Hauptsächlich aber soll der bey uns herrschende Leibeigenthum unsre freye Denkungsart verdächtig machen, und

eine Anzeige eines sclavischen Gemüthes seyn. Allein diejenigen, welche also urtheilen müssen nicht wissen, daß der Leibeigenthum, so wie er bey uns eingeführet ist, wohl unter die feinsten Erfindungen der Pächterey gehöret. <…>

Erstes Stück eines Indianischen Briefes

Die Europäer wohnen in einer sehr glücklichen Himmelsgegend. Gestern wurde es Mode, daß die Augenbraunen eines Frauenzimmers sich in der Mitte schliessen musten, und siehe, heute sind sie schon alle in der Mitte zusammen gewachsen. Dies ist die Würkung einer einzigen Nacht. Allein es ist dieses noch ein geringes in Vergleichung dessen, was ich dir jetzo sagen will. Das Frauenzimmer hat eine gewisse Fettigkeit; wenn sie ihr Gesichte damit düngen; so wachsen sogleich Rosen hervor. Es hat ein Allmachtswasser, womit sie ihr ganzes Gesichte umschaffen können. Wir meinen, daß wir bey uns mit Personen von Porcelain geschwind fertig werden können: allein den Europäern kostet es nur die halbe Mühe, um lebendige zu machen. Das Frauenzimmer trägt hier durchgehends Schwimmerhosen. Ihr ganzer Leib ist überaus stark befestiget, jedoch nur mit gemahlten Kanonen besetzet. Alle ihre Kleider sperren und beugen sich. Man wohnet in Häusern, man fähret in Häusern, man läßt sich tragen in Häusern. Das Geld macht, daß ein Sclave darin sitzt, und ein Freyer ihn herumträgt. Ich sehe täglich einen Mann, der niemahls zweymahl mit einem Kleide in einerley Gesellschafft erschienen ist, und dennoch von den alten niemahls eines den Armen gegeben. In seinen Kleidern herrschet die beste Säulenordnung. Der Kopff ist voll von Schnörkeln, die mehresten Säulen von dieser Art aber konten ihr Kapital wohl entbehren, wenn man nicht sowohl die Zierde als den Nutzen zu beobachten hätte. Der Europäer gehet fast täglich in die Kirche, und ist doch nicht fromm. Er trinkt den ganzen Tag, und wird doch nicht voll. Ihre Frauen sind

vom Morgen bis zu Abend bemühet zu gefallen, und gefallen doch nicht. Sie sind offt den ganzen Tag müßig, und haben doch keine Zeit übrig. Sie sind verliebt, und lieben doch keinen. Man ließt und schreibt Bücher, und niemand wird gelehrt. Man ist kalt, und trägt doch Kühlfächel. Kurz, ein Europäer ist ein eingefleischter Wiederspruch. Wenn sie ein Land reich machen wollen: so machen sie erst die Unterthanen arm. Um streitige Partheyen bald auseinander zu setzen; haben sie besoldete Leute, die alle Processe ewig machen. Um Ruhe im Lande zu haben, kaufft ein Nachbahr das Recht den andern zu richten. Die Mannspersonen bringen vier und zwanzig Jahr mit Studieren zu: allein eine Frau theilet ihnen in einer Nacht die rechten Verdienste mit. Leute die niemahls hungern, essen den ganzen Tag; wer aber hungert, muß fasten. Den Reichen giebt man Geschenke von tausenden; den Armen von Pfennigen. Der Bettler giebt den Zehnten von seinen Allmosen; der Reiche nichts. Wer unter ihnen einen grossen Verstand hat, der verirrt sich mit Ueberlegung. Sie können in zehen Sprachen sich gehorsame Diener nennen, ohne es ein einzigmahl zu seyn. Nirgend findet man mehr Gesetze, und weniger Leute die sie halten. Gestern sprach man von einem wahren Ruf zu Bedienungen; jederman rühmte sich diesen nur allein folgen zu wollen. Kaum aber kam die Nachricht, daß eine gewisse Bedienung erlediget worden: so hatte ein jeder schon häusliche Angelegenheiten, welche ihn zwungen aus der Gesellschafft zu gehen. Sie liessen mich ganz alleine; und siehe, ich habe den ersten Augenblick ergriffen, dir von meinen Entdeckungen Nachricht zu geben. Ich bin wie alle Europäer, das ist zu Ende jedes Briefes

dein gehorsamster

Diener

Ode. Am Tage des zu Oßnabrück den 25. Octob. 1748 wegen des vor hundert Jahren daselbst geschlossenen Friedens feyerlichst begangenen Jubel-Festes aufgesetzet

Was rührt mich vor ein plötzlich Schrecken ?
Was will der Stücke Knall entdecken,
Wovon die Erde furchtbar dröhnt?
Ist Mars vor unsern Thoren wieder?
Wie? Nein; ich höre Jubellieder;
Mars und Irene sind versöhnt.
Sie braucht den Donner seiner Stücke,
Um ihrer Freundschaft seligs Glücke,
Das Glücke unbesorgt zu ruhn,
Den fernsten Völkern kund zu thun. <…>

O Tag! o größter unser Tage!
Du schufst die Gleichheit jener Wage,
Die Reiche gegen Reiche wiegt.
Du hast des Gottesdienstes Rechte,
Die Glück und Unglück wechselnd schwächte,
Besäult, daß sie kein Feind besiegt.
Kan auch ein Mensch dich würdig ehren?
Wenn gleich von tausend Dankaltären
Der Weihrauch wirbelnd aufwärts dringt
Und unser Lob dem Höchsten bringt?

Nichts war zu heilig zum verletzen;
Des Krieges ödendes Entsetzen,
Das durch verwüsten höher stieg;
Riß durch das Herz von Deutschlands Staten,
Wo Recht und Unschuld hülflos baten,
Und bey der Macht der Richter schwieg.
Doch endlich schlos der Herr die Tiefen;
Die Fluthen sunken und verliefen
Und die genug gestrafte Welt
Ward durch des Friedens Sonn erhellt. <…>

Ihr! unempfindliche Gemüther!
Die ihr des Friedens edle Güter
In ecklem Gleichsinn sonst verschlieft,
Erhebt euch aus dem Rang der Thiere!
Zeigt daß der Reiche Wohl euch rühre
Das euer eignes mit betrift.
Ist es nicht ein verkehrt Beginnen
Nur dann die Stille lieb gewinnen,
Wenn schon der Mast im Sturme kracht,
Das Glück der Mangel kostbar macht.

Ihr! die ihr, wie der Stolz euch lenket,
Den Frieden raubt, den Frieden schenket,
Erstaunt, eh ihr den Krieg beschließt.
Nur grosseyn blos zum unterdrücken,
Die Treu in eignem Blut ersticken,
Das sie vor eurem Wahn vergießt,
Das ist es nicht was ihr beschworen.
Ihr seyd auch nicht zum Mord erkohren;
Kein Erbrecht kann euch das verleihn
Der Unterthanen Pest zu seyn.

Herr tilge du sie von der Erden,
Laß sie im Leben Stammlos werden,
Um die so manche Mütter schreyn …
Doch nein … zur Fülle unsrer Freude
Laß keinen Sterblichen im Leide,
Laß sie gebessert glücklich seyn.
Verdirb der Schmeichler falsch Geschwätze
Und lehre sie Herr! dies Gesetze:
Der König sey des Volkes Knecht,
Gemeines Wohl ihr einzigs Recht.

Komm Gredel, lass die Helden <…>

Komm Gredel, lass die Helden kriegen,
Lass F e r d i n a n d und F r i e d r i c h siegen,
Ich küsse dich; und denke:
Soll es gekrieget seyn,
So seys mit dir allein,
Wo nicht; doch in der Schenke.

Der H e r z o g mag sein Leben wagen,
Sich Tag und Nacht mit Sorgen plagen,
Ich trinke eins; und denke:
Soll es gestorben seyn:
So seys ein Stückfass Wein,
Worin man mich ertrænke.

Den E r b p r i n z mag sein Muth verleiten,
Die Ruh zu fliehn, und nur zu streiten,
Ich schlafe gern und denke:
Der Ruhm, ein Held zu seyn,
Wiegt ihn so sanft nicht ein,
Als mich ein gut Getrænke.

Der Wunsch, die Feinde zu besiegen,
Mag unsers H e r z o g s Heer vergnügen:
Ich wünsche nichts und denke:
Hab ich dich, Brod und Wein,
So sey das Grab nicht mein,
Worin man mich versenke.

Mit dem Essay Harlekin *gelang Möser der literarische Durchbruch. Gotthold Ephraim Lessing urteilte in der* Hamburgischen Dramaturgie *vom 30. Juni 1767:* »Harlekin hat, vor einigen Jahren, seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik, mit eben so vieler Laune als Gründlichkeit vertheidiget. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Groteske-Komische, allen meinen Lesern, die sie noch nicht kennen; die sie kennen, deren Stimme habe ich schon.«

Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen

Vorbericht

Der große Trieb, welchen alle Menschen haben, der Welt öffentlich zu sagen, daß sie Thoren sind, verleitet mich eben nicht ein Schriftsteller zu werden. Ich habe diese allgemeine Schuld der Natur vor meinem siebenzigsten Jahre schon bezahlt. Allein das Vergnügen auch in meinem hohen Alter kein Sonderling zu seyn, und vor andern etwas klügers zu schreiben, hat daran einen desto größern und gerechtern Antheil. Möchten nur auch meine Leser nicht zu viel Vernunft darinn finden! Dieses würde mir sonst um so viel näher gehen, je grössere Mühe es mir gekostet, dieser Krankheit der Alten zu entgehen. Vielleicht sind andere Schriftsteller hierinn glücklicher; ich aber muß zu meiner eignen Schande gestehen, daß es mir manchen schwermüthigen Augenblick gekostet, um als ein erträglicher Narr zu erscheinen. Allein ich will mich hier der so rühmlich überwundenen Zeiten nicht wieder erinnern. Der Wunsch, solche von neuen zu überleben, möchte sonst meine gegenwärtige Beruhigung schwächen. Wann ich nicht irre, so wollte ich eine Vorrede schreiben. Meine Leser werden es aber meinen Jahren verzeihen, daß ich darauf vergessen bin.

O... J.M.

Die Herren Gelehrten mögen bisweilen seltsame Einfälle haben. Denn in der Zeit, daß Kayser, Könige, Fürsten, Grafen, Freyherren, Ritter, Räthe, Kaufleute, Handwerker, und welche ich hier billig zuerst nennen sollen, Frauenzimmer und Geistliche, sich vor meiner Schaubühne einfinden, um mir ihren unverdächtigen Beyfall durch ein offenherziges Lachen bezeugen; in der Zeit, daß der Bischoff seine Gemeinde, der Staatsminister seine neuen Vorschläge, der Feldherr seine Schlachten, und der alte ehrliche Sancho Pansa seine Statthalterschaft bey mir vergißt: so sitzt der unerbittliche Gelehrte in seinem geerbten Lehnstuhle, wie der Kayser auf einem alten Reichsstädtischen Groschen, und rechnet nach Gründen aus, ob meine Vorstellungen gefallen können oder nicht?

Eine so vergebliche und doch beleidigende Arbeit würde meine ganze Familie, eine der ältesten und zahlreichsten, welche sich zu Bergamo und vielleicht in der ganzen Welt befindet, in Waffen bringen, wenn uns nicht unser Ahnherr, welcher als ein vorsichtiger Mann allen Unheil unter seinen Nachkommen vorbeugen wollen, in seinem letzten Willen ausdrücklich und wohlmeinend befohlen hätte, überhaupt aller Gelehrten, um unserer nahen Verwandschaft willen, zu schonen, und gegen ihre spitzigen Federn blos mit unsern hölzernen Säbeln zu fechten.

<...> Ich schmeichle mir, in der besten komischen Welt ein nothwendiger und angenehmer Bürger zu seyn; und hoffentlich wird man mich auch nicht aus einer andern Welt verbannen, worinnen so viele Thoren zum größten Dienste der Weisen geduldet, ja selbst die Helden, welche so manches fromme Christenkind mit ihren scharfen Säbeln ums Leben bringen, nicht allein ehrlich begraben, sondern wohl gar vergöttert werden. Wenn die komische Oper, welche sich eine zeitlang alles Beyfalls in Rom, Paris und Potsdam bemächtiget hatte, mit gleicher Bescheidenheit gehandelt,

und sich mit dem Range eines Zwischenspiels, welcher ihr ohnstreitig zukam, befriediget hätte: so würde sie gewiß den Neid ihrer Mitbuhlerinnen versöhnet, und nicht beständig zu ihrem Untergange gesieget haben. An den Tittel K o - m ö d i e, ist mir ohnedem wenig gelegen. Es schadet einer schönen Polonaise nichts, daß sie nicht die Ehre hat Menuet zu heißen: und manche Blume ist an einer Doris Busem ganz stolz verblühet, deren Geschlecht vom Ritter Linneus niemals bestimmet worden. Meine komischen Vorstellungen mögen künftig immer H a r l e k i n a d e n heißen, und meinen Namen, so wie ehemals eine Pflanzstadt ihren Stifter, verewigen. Vielleicht ist es mir auch weit rühmlicher, ein eignes Thier in meiner Art zu bleiben, als wie der Löwe zum Katzengeschlecht gezählet zu werden.

<...> Wir müssen zwar, meine Herren Collegen sowohl als ich, vor einigen Leuten, welche uns einen Platz auf dem geweihten Kirchhofe versagen, und die auch noch im Sarge liebenswürdige Le Couvreur aus aller Gemeinschaft der Rechtgläubigen verbannen, in allen unsern gedruckten Vorreden behaupten, dass die Besserung der Sitten unsere Hauptabsicht sey. Es ist uns auch wirklich damit so weit gelungen, daß viele von unsern Widersachern theils mit der Versuchung, theils mit den Schauspielerinnern in ein nähers Verständniß gerathen, und unter dem Vorwand einer ihnen wirklich sehr nöthigen Besserung selbst vor unserer Bühne erschienen sind, besonders seit dem das Frauenzimmer einen Arbeitsbeutel mitbringen, und sein zartes Gewissen damit beruhigen können. Allein wenn man nach meinem Beyspiel mit der Wahrheit hervorgehen will: so wird ein jeder vor sich selbst gestehen müssen, daß die Begierde, sich aufzumuntern und zu ergötzen, ich darf gegen den traurigen Young nicht sagen, eine leere Stunde hinzubringen, die meisten Zuschauer herzuführen pflege.

Ich sehe auch eben nicht, was gegen einen so nöthigen und nützlichen Bewegungsgrund mit Bestande zu erinnern seyn möchte. Wir lieben den Tanz nicht, um unsere Sitten zu

bessern, auch wohl immer nicht, um unsern Körper zu bewegen, wie manches junge Herz seinen Verstand gern bereden möchte. Wir hören eine lustige Musik nicht, weil Graun und Pergolese unsere Herzen bekehren. Nein, wir suchen bloß uns zu besänftigen, zu beruhigen, zu erheitern, und den ermüdeten Geist zu ernsthaftern Pflichten zu bereiten. Selbst das so hoch gerühmte Trauerspiel, worinn allein die Großen der Erde sich vor dem Schicksal der Niedrigen bücken, schmeichelt unserer Eigenliebe mehr, als es solche bessert, und oft sind solche Gehrungen in einem Staatskörper, wobey es gefährlich ist, die Majestät nach der poetischen Gerechtigkeit zu bestrafen, oder Schrecken und Mitleiden in solche Herzen zu gießen, welche der Pächter, oder Kriegescommissarius auf eine weit nachdrücklichere Art zum Bluten bringt. Ist es nun aber hier erlaubt, bloß um die heilsame Arzney des Vergnügens zu genießen, und ohne daß der Nutzen den Vorreihen führet, sich bisweilen dem Tanze oder der Musik zu überlassen, und ein schönes Gemälde zu lieben: so sehe ich gar nicht ein, warum es mir allein verdacht werden wollte, daß ich das Vergnügen meines Nächsten zu meiner Hauptabsicht erwählet habe. Mir deucht, die Freude müsse allezeit in einer Welt willkommen seyn, worinn nach der Rechnung einiger Algebraisten die Maße des Bösen gegen das Gute, wie maximum – minimum stehet. Und wer nur einigermaßen bedenket, wie viel dem Staate daran gelegen, daß ich einen hypochondrischen Minister zu geduldiger Anhörung der Unschuld bewege <...>.

Dasjenige, was man in der Malerey Karikatur nennet, und welches in einer Uebertreibung der Gestalten besteht, dieses ist eigentlich die Art, wie ich die Sitten der Menschen schildere. So gut nun jene Gemälde ihre eigene Regeln und Vollkommenheiten haben, eben so gut sind auch meine Gemälde der Thorheiten einer eigenen Vollkommenheit fähig; ja ich getraue mir zu behaupten, daß die Karikatur, in so weit solche die schöne Natur übertreibt, in ihrer Art

unvollkommener, als die meinige, sey, weil der moralische Mensch geschickter dazu ist, als der natürliche. Kann inzwischen der gemalte Riese das Auge des Zuschauers vergnügen: so ist nichts gewisser, als daß eine moralische Schilderung desselben ein gleiches Recht habe, und der Nutzen ist, daß Menschen, welche sich in einer ziemlichen Entfernung von der Wahrheit befinden, durch Vergrößerung der Gestalten zu einen deutlichern Gesichtspunkt gelangen müssen. Sind aber nicht alle diejenigen von der Wahrheit entfernet, die entweder aus Dummheit, oder einer verschuldeten Trägheit, das feine Salz der Satire nicht empfinden, und gleichsam auf der Zunge gebrandtmarket werden müssen, wofern sie zu einer lebhaften Empfindung gelangen sollen. Wird nicht oft die Dorfgemeine von eben dem Redner eingeschläfert, welcher die Hofkapelle entzückt? <...>

Ich weiß es nicht, ob es mir allein oder andern auch so vorkömmt, der Diener in der Livree, welcher seinen Herrn zum Narren hat, scheinet mir nicht wohl ausgedacht zu seyn. Gleichwohl ist in den übrigen komischen Vorstellungen dieser Diener gemeiniglich der Controlleur der Sitten. In meiner komischen Republik pflege ich eben dieses wichtige Amt selbst zu bekleiden. Allein das Auge des Zuschauers ist gewöhnet, meinen Figuren dasjenige zu verzeihen, was dem Laquais mit allem Rechte übel genommen werden kann. Und wenn ich Narr meinen Herrn zum Narren habe: so ist der Zuschauer damit zufrieden, daß ein Narr den andern plage. Dieses ist die Würkung meiner scheinbaren Dummheit. Und überhaupt ist die dumme List, oder der Schein derselben, unter allen Vorstellungen die lächerlichste. Denn es ist eine Größe des Vorsatzes ohne Stärke des Geistes: Der Schlüssel zu allen komischen Heldengedichten. Die aufrichtige Freude des Scaramusche, da er diejenigen, welche ihn derbe geschlagen, um deswillen noch auslacht, daß er sie betrogen und durch seine von mir entlehnte Kleidung zu einem Irrthum in Ansehung der Person

verführet habe, ist noch immer ein Meisterstück des Lächerlichen in dieser Art.
Meine Sprache, la goffosissima lingua bergamasca, ist der wahre Ton einer gewissen Einfalt. Und so wie der Capitano ein Neapolitaner, der Dottore ein Bologneser, Valerio ein Römer, und Isabella eine Florentinerinn seyn muß: eben so richtig ist es, daß Bergamo die einzige Gegend in der ganzen Welt sey, welche das vorzügliche Glück hat, selbst die Bühnen Ihrer päbstlichen Heiligkeit mit einem Harlekin aus ihrem Schooße zu versorgen. Es soll sich zwar ein naher Verwandter von mir in Bayern oder im Oesterreichischen niedergelassen haben, und eine Nichte der Isabella zu Leipzig befinden; ich weiß aber nicht, ob dermalen noch eheliche Kinder von ihnen daselbst vorhanden. So viel ist jedoch gewiß, daß kein Niedersachse zum Harlekin gebohren.
<...>
Die größte und wichtigste Wahrheit ist diese; daß jeder Mensch wechselsweise klug und närrisch ist. Das mehrere und wenigere in diesem Gemische entscheidet sein Lob. Der große Staatsminister, welcher den Friedenschluß mit Spanien auf dem geheimsten Theile seiner Geliebten unterschrieb, beförderte nichts destoweniger das Wohl Europens. Ich in meiner Wenigkeit fordre nur eine Stunde aus dem Tage des Weisen: Ich lasse ihm also noch drei und zwanzig zu seinen übrigen Beschäfftigungen, und derjenige ist wahrlich weise, der nur eine Stunde nicht verlieret, sondern zu seiner nöthigen Ermunterung anwendet. Der Ausspruch strenger Sittenlehrer schrecket mich nicht. Diese mögen immerhin die Castraten vom Fegefeuer freysprechen, und die schönen Sängerinnen dorten ihre verlohrnen Stunden nachholen lassen; ich werde dennoch das Glück der erstern nicht beneiden, und hoffentlich mit meiner Arbeit vor das allgemeine Vergnügen die Strafe der letztern nicht verdienen.
Meine Leser werden mir erlauben, hier Abschied zu nehmen, weil es nach ihrer Uhr gerade eine Stunde seyn wird,

daß ich ihre wichtigen Beschäfftigungen unterbrochen habe.

An die Berliner (Thomas Abbt), Mai 1762

Wenn Harlekin seine Maske ablegt und sich in einem bürgerlichen Kleide zeigt, so ist er oft nur ein sehr gemeiner Mann, den man im Vorübergehen kaum bemerkt, außer wenn es ihm einmal einfällt, sich durch ein steifes Kompliment lächerlich zu machen. Ich befürchte, Sie, meine Herren, werden eben diese Anmerkung machen, nachdem ich meine Maske weggeworfen oder vielmehr mich von dem Schmutz gereiniget habe, womit mich nur der hämische Kupferstecher, der vermuthlich an seinen Hanswurst gedachte, besudelt hat. Sie werden aber auch zur Strafe auf das Vergnügen, noch einmal zu lachen, Verzicht thun müssen. Denn nunmehr bin ich nichts als ein dunkler Rechtsgelehrter, welcher beym Lauterbach sitzt und oft vergeblich eine von seinen 24 Stunden zu verlieren wünscht. Das Urtheil, welches Sie über mich gefällt haben, kömmt in vielen Stücken mit demjenigen überein, was ich selbst von meiner Arbeit gedacht habe; und der Affe, welcher bei den Nüssen seine Rolle vergaß, ist wirklich nicht übel angebracht. Allein die ganze Schreibart, der ich mich bedienen zu müssen glaubte, war mir ungewohnt, und mehr als einmal bin ich in Versuchung gewesen, die ernsthafte zu wählen. Ein ganz fremder Umstand, nehmlich mein bisheriger Aufenthalt bey der Armee, hielt mich vornehmlich hievon zurück. Mit der traurigen Physiognomie eines Landesdeputirten durfte ich nirgend erscheinen. Mit meiner lustigen Maske war ich hingegen überall willkommen, und oft habe ich mit blutendem Herzen und thränenden Augen den Herzog Ferdinand gebeten, nur einmal gnädig zu lachen. Zur Beruhigung meines Gewissens ließ er mir vor und nach eine halbe Million nach, und

so wurden die Lichter einigermaßen bezahlt. Dieses gehört zur Geschichte des Harlekins, welcher bey der Armee geboren und erzogen worden. <...>

Comedie (Fragment)

Arleq:	ich glaube gewis sie haben diesen Morgen ihre Schwiegermutter verlohren, so freudig sehn sie aus <.>
Frigent:	Gott habe sie selig; Allein Arlequin dieses ist es nicht was mich so aufgeräumt macht.
Arleq:	Vielleicht haben sie etwa<?>
Frigent:	Nein auch dieses nicht.
Arleq:	Ist ihnen denn etwa ihre Tochter abgestorben?
Frigent:	Wollte Gott daß du wahr sagtest; Sie ist jetzt im Alter zu heyrathen, und wenn ich ihr heraus geben soll, was ihre selige Mutter eingebracht …
Arl.:	Allein wie sind sie denn so geputzt; Man sollte glauben; es wäre Weihnachten; ihre neue Perucke, diese venetianische cravate, diese samten hosen wollen doch so etwas sagen …
Frigent:	Höre ein mahl Arlequin kennestu die?
Arlequin:	Colombine?
Frigent:	Was dünkt dir dabey sollte ich wohl meine selige Frau an ihr finden?
Arleq.:	Mein Herr sie denken nicht daran?
Frigent:	Ach die allerliebste gute Frau, ich kann nicht daran denken, ohne zu weinen<.>
Arleq.:	Aber Colombine!
Frig:	Ach es ist eine allerliebstes Hergots Kind.
Arleq:	Ja es ist ein recht Lecker-bissen<.>
Frigent:	ich habe es überlegt; ich werde alt; es fehlt

mir an pflege; es ist doch so betrübt Wittwer zu seyn und niemanden zu haben, der einem die Füsse wärmt<.>

Arleq:

Frigent: Aber was meinestu bey dieser Parthy: du verstehst dich p.

Arl: Aber was meinen Sie mein Herr? Colombine? Sie hat ja … Sie ist ja … Sie wird ja <…>

Frigent: Was hat sie?

Arl: Ein Kind<.>

Fr: Was ist sie?

Arl: Eine Hure<.>

Fr: Was wird sie<?>

Arl: Sie zum Hahnrey machen<.>

Fr: Was das vor gottlose Calumnien sind? Höre einmahl Harlequin! Sage mir kein Wort mehr von dieser Tugend hafften Person. Es sind alles Lügen; ich habe sie diesen Morgen geheyrathet, und diesen Abend wollen wir Beylager halten<.>

Arl: ich bitte sie tausend mahl um verzeihung; wenn ich das gewust hätte, <*würde*> ich mich wohl in Acht genommen haben; ihnen die Wahrheit zu sagen. Nein wenn das ist: so muss sie gewis die tugendhaffteste Person in der welt seyn. Colombine? Frau Frigent? Ach die aller beste Frau!

An Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 15. Dez. 1763

Man hat mir auch gesagt, daß ich in London wäre; noch zur Zeit weiß ich aber nur, daß ich in der Fremde bin, so sehr wenige Zeit habe ich gehabt, diese ungeheure Stadt kennen zu lernen. Gleichwohl kann ich Ihnen von ihrer Schaubühne etwas sagen. Denn diese habe ich des Abends nach wohlverrichteter Arbeit zu meiner Erholung besucht; und ihrer überhaupt nur zwey, als eine zu Coventgarden und die andre in Drury-Lane, hier gefunden, welches mir für einen so großen Ort, worin itzt 1 300 000 Menschen angegeben werden, viel zu wenig scheinet. <...> Die Oper, worin itzt die alte Mingotti ohne Zähne prima donna ist, rechne ich nicht mit. Ueberhaupt hat die Anlage beider Bühnen nichts Vorzügliches. Sie sind fast klein und gar nicht prächtig. Wenn alle Plätze besetzt sind, kann jede des Abends 5 bis 600 Pfund eintragen. Im Durchschnitte bringet jede, denke ich, wöchentlich 12 000 Thaler auf, und ein guter Acteur bekommt von dem Principal 600 Pfund Sterl. des Jahrs.

Den Geschmack des großen Haufens kann ich nicht besser ausdrücken, als wenn ich sage, daß er für die Beggars opera <*von John Gay und Samuel Pepush*> sey. Dieses Stück, welches aus lauter schönen Lumpen zusammen geflickt ist, worüber man wechselsweise lachen und weinen kann, wird noch immer mit dem größten Beyfall gespielet. Die darin vorkommenden Arien, welche auf alte erborgte Melodieen, z. B. auf die französischen Cottillons und Le printemps rappelle aux armes gesetzt sind, erwecken noch immer Vergnügen und müssen bisweilen dreymal gesungen werden. So lange ich hier bin, habe ich noch nicht gesehen, daß ein einziges regelmäßiges Stück aufgeführt worden. Der Cothurn und der Sockus laufen beständig durcheinander. Ein Nachspiel, worin die Wahl eines Lord Mayor vorgestellt wird <*d.i. Samuel Foote: The Mayor of Garnat*>, ist so platt, wie es seyn kann, und wird doch mit dem größten Beyfall aufgenommen.

Mit ihrer tragischen Action bin ich gar nicht zufrieden. Die Prinzessinnen sind hübsche drollige Mädgen und die Prinzen aus dem dritten Gliede. <...>
Die komischen Vorstellungen sind besser, aber lange nicht so, wie ich sie vermuthete. Ihr einziger Vorzug besteht in einem lebhaftern und wirksamern Marsche. Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation die Geschichte auf der Bühne besser zusammen drängen wird. Ihre Sprache ist sehr geschwind. Außerdem aber sind sie wie andere Leute. Einer der vornehmsten Acteurs, welcher sehr gerühmt wird und ihr Roscius und Baron gewesen seyn soll, namens G a r r i c k, ist itzt verreiset. Er hat aber seine Copey in einem mit Namen F o o t hinterlassen. Mit dem Original kann ich ihn nicht vergleichen, weil ich ersteres nicht gesehen. Wenn ich ihn aber mit sich selbst vergleiche, so ist er in dem einen Stück genau wie in dem andern, folglich kein Genie, sondern ein sorgfältiger ausgelernter Copist. Er ist zugleich der Verfasser einiger Stücke, die keinen sonderlichen Beyfall gefunden.
Seit einigen Abenden wird auf der Bühne in Coventgarden Artaxerxes <*von Thomas Arne*>, eine Oper aus dem Metastasio übersetzt, mit großem Beyfall aufgeführt. Es gefällt mir aber nicht recht, daß Schauspieler sich mit Opern abgeben. Der König und die königliche Familie erscheinen daselbst alle Donnerstage, und seine Taxe ist jedesmal 20 Pfund. Hier habe ich zuerst gelernt, wie unerträglich es sey, wenn in der Oper statt des Recitativs bloß gesprochen wird. Der Abfall ist abscheulich, und wenn ich zu richten hätte, so sollten bloß pantomimische Handlungen die Zwischenräume ausfüllen. – Das ist alles, was ich Ihnen von der hiesigen Bühne melden kann. Sie werden vielleicht aus der Hauptstadt Europens etwas Bessers erwartet haben. Allein es ist in der That nicht anders. Harlekin in London ist wie Harlekin in Deutschland, und meine Erwartung, welche auch wohl zu groß war, ist bey der Bühne in keinem Stück befriedigt worden. <...>

An Thomas Abbt, 12. Mai 1764

<...> Der Ton der englischen Journale ist gemein. Keins ist in der neuesten Manier, wo der Recensent sich durch ein par Meisterzüge zu seinem Amte legitimiret. Diese Art habe ich dort gar nicht gefunden. Ich will Ihnen ein Stück übersenden, worin Klopstocks Messias so erbärmlich behandelt ist, daß man sich in dem folgenden Stück des Urtheils schämte und es gewissermassen für eingeschlichen erklärte. Ich hatte eine Antwort auf diese Critic entworfen, bin aber darüber weggereiset. Sonst ist alles in England tout comme chez nous. Man klagt über Verfall; und wie der Essays on woman herauskam, so fanden sich in 8 Tagen drey Laffen, welche etwas unter gleichen Titteln drucken liessen. Man komt von der Anglomanie nicht besser zurück als in England, und es wird so viel elendes Zeug daselbst geschrieben als in Deutschland. <...>
Voltaire hat längst bemerkt, daß ein Richter, Capitain oder Pfarrer, die ihre Stelle kauften, eben so geschickt sein konnten, als Leute, die sie nicht kauften; und dies gilt auch vom Parlament, wo alle Stimmen sich eingekaufet und wieder verkaufet haben. Man kann sich so etwas venalis gar nicht vorstellen. <...> Wollen Sie noch eine politische Anmerkung machen, so können Sie sagen, daß in kurzer Zeit alle Glieder des Hauses der Gemeinen in London zu Hause seyn werden, weil die dortigen Parvenus kein Geld sparen, um sich von den boorgaden wählen zu lassen; da denn das Interesse von der Stadt London zum Interesse des ganzen Reichs werden wird, welches nothwendig dem Reiche schädlich seyn muß, indem der Handel des ganzen Königreichs immer zum Vortheil einer einzigen Stadt gedrückt eingeschränkt genirt und sacrificirt werden wird. Der esprit de commerce beherschet den großen Lord, und der Krämer kuckt aus dem General. <...> Die königl. Parthey im Parlement muß beständig mit Gelde erkauft werden, und man spricht davon, daß es ein recht Scandal ist.

Zu der Tyranney, welche die Freiheit ausübt, gehört besonders die Grösse der politischen Maschine, welche – wie die Wasserkunst zu Versailles – nie ohne grosse Kosten in Bewegung gesetzt werden kann und daher entsetzlich drückt. Hiernächst gehört auch dazu die Verwaltung der öffentlichen Fonds, welche mit so vielen Abzügen verknüpft ist, daß es eine Schande ist. Von jeder Zahlung bleiben ordentlich 7 pro cent an den Händen der Auszahler kleben und bisweilen doppelt so viel. <...>

<*Beilage*>
Die Engländer sind Sclaven der Freyheit; sie bezahlen solche zu theuer mit einem grossen Theile ihrer Ruhe und ihres Vermögens. Ihre Einbildung hält sie aber schadlos, indem sie sich die Verfassung andrer Länder so abmahlen, wie sie mit ihrer Freyheit am besten contrastirt. Auswärts sehen ist nichts als Hölle. Sie meinen, die Franzosen sind Sclaven, welche in ihren Fesseln tanzen, und die Deutschen ein gutes Zugvieh, das seine Last dahin zieht, ohne viel umzusehn. Diese ihre Einbildung leidet nicht, daß sie sich um die Erkenntnis auswärtiger Verfassungen einige Mühe geben; und ihre Unwissenheit ist in diesem Stück so gros, daß sie es als ein Mährgen ansehn, wenn man ihnen sagt, daß in den besten Staten Deutschlandes eine gleiche Freyheit herrsche; daß die Landesordnungen und Steuren von den Landständen bewilliget werden; daß der Fürst nur die ausübende Macht habe und daß man um deswillen dort nicht viel Lärm von der Freyheit mache, weil man sie, wie das tägliche Brod, ohne viele Kosten habe.
Es ist unwahrscheinlich; aber es ist wahr, daß die Empfindungen der Engländer unter der Last ihrer Freyheit eben dieselbigen sind, womit die Römer die Tyranney der Neronen ertrugen. <...>

An Thomas Abbt, August 1764

Erwarten Sie diesmahl nichts Vernünftiges von mir. Seit vier oder 5 Wochen habe ich nichts als Folianten gelesen; und Sie wissen schon, daß man den guten Geist nur in engen Flaschen findet. Wenn am 22. Oct. die Reichstags-Ferien zu Ende gehen, so sollen Sie ein Churbraunschweigsches Promemoria etc. eine standhaffte Abfertigung etc. und das Bedenken eines Regenspurgischen Rechtsgelehrten über die gegenwärtigen Differentien zwischen Sr. Königl. Maj. von Groß-Brit. und dem Osnabr. Domcapittel etc. zu lesen bekommen und auch nicht bekommen, wie Harlequin sagen würde. Inzwischen habe ich nun und ehe ich meinen Tisch, welcher sich inmittelst angefüllet, räume, 4 Wochen Zeit, ehe ich den Knorpel aus meinem Kopf bringe. Alle Ihre guten Erinnerungen sind jetzt auf einen Felsen gesäet, wo sie kein Erdreich zum Aufgehn finden. <...>

Vorigen Sonnabend hatte ich bis dahin geschrieben, und mein Vorsatz war, Ihnen sogleich zu antworten. Es unterblieb aber; und heute mögte ich das Blatt ins Feuer werfen, weil es so gar kauderwelsch ist. Nicht eine einzige feine Wendung, sondern alles so gerade zu, als wenn ich meinem Sohne sage, daß er auf die Seite gehen soll. Ich muß Ihnen aber zu meiner Entschuldigung sagen, daß mir der Kopf bisweilen voll und heiß und so ist, daß ich schlechterdings nichts als eine und andre Empfindung mechanisch hervorbringen kann. Ich denke offt, daß ich noch einmahl schwärmen werde; so empfindlich ist mir der Kopf die zwey oder drey ersten Stunden des Morgens. Er will nichts angreifen, und ich sitze und spiele nur mit der Feder wie ein fauler Knabe. <...>

An Thomas Abbt, Ende Mai 1765

<...> Ein Geschichtschreiber muß seine Welt beschreiben, wie der Geograf sie aufträgt, alles nach einer Verjüngung und unter einem Blick.
Ich habe mir offt gewünscht, daß einer sich auf die Charte der beyden Globen setzen und also sitzend die Geschichte der Welt von jedem Jahrhundert beschreiben, ein Auge in Africa und ein Auge in Amerika haben und immer so fortfahren mögte. Der Stuhl sollte neben dem Baume im Paradiese stehn; hier die Schöpfung des Menschen in einem Liechte von einer Viertel-Meile und so ferner dieses Liecht sich über den Erd-Kreis ausbreiten sehen, dieses nach allen Seiten verfolgen und so die Königreiche um sich herum entstehen sehen. Allein ...
Aber doch im Ernst: Machen Sie Ihren Plan vorher und fangen nicht gleich mit Durchlesung eines tomi von der Allgemeinen Geschichte an. Dies wird so gleich Ihren Gesichtspunkt einschränken, Ihnen die gegenwärtigen Gegenstände grösser als die entfernten machen und keine gute Perspective geben. <...> Christi Geburt giebt keine Periode in einer Allgemeinen Weltgeschichte; und ich habe den Baum aus dem Paradies nur im Schertz angegeben, weil ich sonst lieber mit Leibnitzen aus den Protogaeis abreisen und dann sagen mögte, wo nach den Grundsätzen der Chinesen, der Juden, der ... die Bevölkerung angegangen und wie sie von diesem Punkt ausgebreitet wäre. <...>

An Thomas Abbt, 26. Juni 1765

<...> Ich kann die Geschichte, nach der Ordnung der Regenten abgetheilt, nicht wohl vertragen. Ich verlange die Geschichte des Volks und seiner Regierungsform und sehe den Regenten als einen zufälligen Umstand an, der blos insofern wesentlich wird, als er einigen Stof zur Verände-

rung in diesem oder jenem giebt. Insofern spielt er also seine Rolle in der Erzählung; im übrigen aber ist er nur ein Meilenanzeiger, der an der Seite der Heerstrasse stehen muß. <...>
Von meiner »Osnabrückischen Geschichte« ist mit Gott und mit Ehren der siebte Bog<*en*> abgedruckt und der achte halb gesetzt. Allein meine Schöne ist nicht von der Art, daß sie sich stücksweise sehen lassen darf. Wann aber 12 Bogen fertig sind, so können Sie wenigstens einen Fuß ganz übersehen, und dann werde ich sie Ihnen zur Beherzigung übersenden. Es ist ein wunderliches Geschöpfe, desgleichen sich in der Welt noch nicht findet. Mein Ideal ist die Geschichte der Edlen und Gemeinen. Solchen gebe ich einen General (den Kayser) mit der Vollmacht, seine Officiers (die Herrn Reichsfürsten) vor Alters zu ernennen. Ich lasse also maiestatem in populo residiren und kratze die Caesarinos und Fürstnerios, welche sich unter einander bisher über Dinge gezankt haben, die ihnen beyden nicht, sondern dem Volke gehören. <...>
Womit aber soll ich vom Herrn Nicolai die »Allgemeine Bibliotheck« v e r d i e n e n? Ich habe ihm noch nichts geschickt und auch von der letzten Messe noch keine Neuigkeiten erhalten, mit deren Beurtheilung ich meinen Antheil gut machen könnte. <...>

An Thomas Abbt, Ende August 1765

<...> Machen Sie die Helden in der Geschichte nicht zu gros. Stecken Sie solche bisweilen auf die Nadelspitze, damit sie einige Männchen vor dem philosophischen Microscopio machen, und veredlen immerfort den Menschen, wo Sie ihn finden. Bemerken Sie das Alte jeder Verfassung bey der mindern oder mehrern Freyheit. Freyheit ist die Jugend und Despotismus das Alter. <...>

Auszug eines Schreibens:
Ob die Tugend zu scharf beurtheilet werden dürfe?

**** Aber nun Gedult. Können Sie mir ein einziges schönes Stück aus der phisicalischen Welt nennen, welches unter dem Microscopio seine vorige Schönheit behielte? Bekömmt nicht die schönste Haut Hügel und Furchen; die feinste Wange einen fürchterlichen Schimmel; und die Rose eine ganz falsche Farbe? Es hat also jede Sache ihren G e s i c h t s p u n c t, worin sie allein schön ist; und so bald sie diesen verändern; so bald sie mit dem anatomischen Messer in das Eingeweide schneiden: so verfliegt mit dem veränderten Gesichtspunct die vorige Schönheit. Das was ihnen durch das Vergrösserungs-Glas ein rauhes Ding; eine fürchterliche Borke; ein heßlicher Quark scheinet, wird dem ungewafneten Auge eine süsse und liebliche Gestalt. Der Berg in der Nähe ist voller Höhlen; und der Herkules auf dem Weissenstein ein ungeheures Geschöpfe; aber unten – in der Ferne – wie prächtig ist beydes?

Wann dieses in der phisicalischen Welt wahr ist; warum wollen wir denn diese Analogie in der moralischen verkennen? Setzen sie ihren Helden einmal auf die Nadelspitze, und lassen ihn dieses mal unter ihrem moralischen Microscopio einige Männgen machen! Nicht wahr: Sie finden ihn recht schwarz, grausam, geizig, und seinem Bruder ungetreu …. Aber treten Sie zurück; wie groß, wie bewundernswürdig wieder?

Wer heisst Ihnen nun die Schönheit dieses grossen Eindrucks um deswillen anfechten weil die dazu würkende Theile bey einer schärfern Untersuchung so heßlich sind? Gehöret nicht ein guter Theil Grausamkeit eben so gut zur wahren Tapferkeit, als Kienruß zur grauen Farbe? Muß nicht ein Strich von Geiz durch den Charackter des Haushalters gehen, um ihn sparsam zu machen? Ist nicht Falschheit zum Mißtrauen, und Mißtrauen zur Vorsicht nöthig?

Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen

Tugenden schreiben, wollen immer Fümet ohne Fäulung; und Blitze haben die nicht zünden. Sie werden zwar sagen, die Grausamkeit sey alsdenn nur Strenge; der Geiz nur Härte und die Fäulung eine natürliche Auflösung: Allein daß Sie die Pest unter den Wölfen zu einem Erhaltungsmittel ihre Schafe machen, verändert die Sache nicht. Wir wollen also aufrichtig zu Werke gehen, und die Tugend blos für die T a u g s a m k e i t oder die innere Güte eines jedweden Dinges nehmen. So hat ein Pferd, so hat das Eisen seine Tugenden, und der Held auch, der seinen gehörigen Antheil Stahl, Härte, Kälte und Hitze besitzt. Die Anwendung sol sein Verdienst, und die grosse Menge der Wirkungen, welche das menschliche Geschlecht davon zieht, die Grösse seines Verdienstes bestimmen ….

Betrachtung über die Wohnung eines westfälischen Bauren

Die Wohnung eines westfälischen Bauren ist in ihrem Plan so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist, und zum Muster dienen kann. Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bey demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so grosser und bequemer Gesichts-Punckt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersiehet die Frau zugleich drey Thüren, danckt ohne aufzustehen denen die herein kommen, heisst solche bey sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, Pferde und Kühe in Augen, hütet Keller und Kammer, hört die Magd weben, wieget und kocht dabey. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese grosse Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehn, und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anbrennen, und alle Thüren auf und zu gehn, höret ihr Vieh fressen und beachtet zugleich Keller und Kammer,

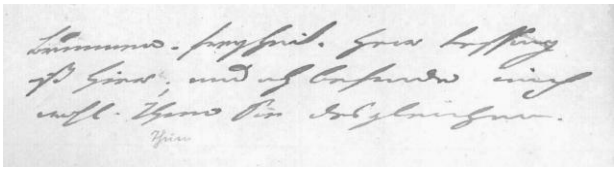
jede zufällige Arbeit bleibt in der Kette der übrigen, und die Frau im Kindesbette, kömmt mit ihren Augen der Haushaltung noch zu statten. Sie kan ihrem Gesinde rufen, und ohne eine eigene Wartung beyläufig versorget werden. Ihre Ruhestätte bey gesunden Tagen ist allezeit auf dem Stuhle hinter dem Rade; und wenn die Dresche gewandt oder das Vieh gefüttert ist, siehet sie nach denselben, ist Mutter Haus-Frau, Scheurenvogt, Spinnerin und Köchin zugleich, und was das mehrste ist, ohne Mühe. Der Tisch wovon gegessen wird ist nahe beym Topfe; und an demselben behält der Wirth immer jenen grossen Gesichtspunckt.

Ein rings umher abhangendes Stroh-Dach schützt die allezeit schwachen Wände, wärmet Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst ausgebessert. Ein grosses Vordach deckt die Wohnung nach Westen, und die Schweinekoben. Und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistfahl vor der Ausfart wo angespannet wird. Der Rauch im Hause geht auf den luftigen Boden, und trocknet das feuchte Korn.

So viele Vortheile hat kein Vitruv in irgend einem Gebäude vereiniget. Die blosse Absonderung des Heerdes von der Diele, worauf man leicht verfält, zerstört den gantzen Plan. Die geringste Erhöhung des Hauses stellet Seiten und Holtz blos, verhindert den Gebrauch des Leims zu den Wänden, und erfordert Kalck der im zweyten Jahr wieder abfällt. Wo man wie in Sachsen die Tenne in einer besondern Scheure, und jedes Vieh in einem eigenen Stalle hat; müssen Wirth und Wirthin ihre Zeit mit hin und her gehen verlieren, besondere Viehmägde halten, einem unsichern Scheuren-Vogt trauen; und wenn sie in Stuben sitzen, fast so offt aus und eingehen, als die Haus-Thür geöfnet wird. Die Stube und der Ofen zwingt Leute, die des Tages in der Lufft gewesen, leicht zum Schlaf und manches wird des Abends versäumet, wobey man die Stubenwärme verlassen muß.

Es ist nicht unangenehm die Geschichte der Kunst auch in

solchen Dingen zu verfolgen. Wie die Bürger ihre Häuser zusammen rückten, wurden die Seitenwände zuerst erhöhet, weil eine die andre deckte. An statt des Vordachs gab der Bürger seinem Gebäude eine Art von Fontange, indem er immer den höhern Balcken weiter hinaus rückte als den Untern, um das Holtz vor dem Regen zu schützen. Wie der Edelmann prächtiger bauen wolte, machte er an statt dieser Fontange, Wasserleisten. Jetzt setzt er sein Haus von dreyen Stockwercken allen 32 Winden aus; und man verzeiht ihm diese Verschwendung. Aber bey denen Bauren muß das Nützliche der Zierde vorgehen.



Mösers Kurzmitteilung aus Pyrmont für Thomas Abbt, Anfang Juli 1766: »Brunnen-freyheit. Herr Lessing | ist hier; und ich befinde mich | wohl. Thuen Sie des gleichen.«

An Thomas Abbt, 11. Oktober 1766

Liebster Freund!
Ich hoffe, mein langes Stillschweigen werde Ihren Schlaf so wenig befördert als verhindert haben; ich mögte von allen beyden ungern die Ehre haben. <…> Sie sehn, ich plaudere; meine Absicht ist nur, Ihnen beykommendes Intelligenzblatt zu überschicken. Jedes Land muß billig dergleichen haben, und eher als eine Societät der Wissenschafften. Es liesse sich vieles über diese grosse Wahrheit sagen; ich habe aber keine Laune. <...>

N. I.

Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen.

Sonnabends den 4. October 1766.

Mit Genehmhaltung Hoher Landesregierung.

Ausschreiben.

Demnach beliebet worden vorerst allen und jeden Eingesessenen dieses Stifts, außer der Stadt, wovon man vermuthen kann daß sie gegenwärtige Anzeigen gern lesen, und zu deren Beförderung das ihrige mit beytragen werden, solche ohne ihre Bestellung zu erwarten, bis zum Schluß dieses Jahrs zusenden zu lassen, um diejenigen welche etwa von der Einrichtung und dem Nutzen derselben noch nicht genugsam unterrichtet seyn mögten, durch einige Proben davon zu überzeugen:

So wird hiedurch zugleich öffentlich versichert, daß alle und jede, welche solche in der Folge nicht weiter verlangen und bestellen werden oder bereits verlangt und bestellet haben, für dieses erste Quartal nichts bezahlen.

Es wird um deswillen auch vor dieses Quartal noch keine Pränumeration erfordert, sondern damit bis zum Schluß des Jahrs angestanden, da denn ein jeder, welchem die Fortsetzung gefällig ist, das verflossene und künftige Oster-quartal mit 14 ß. oder 24 Mgr. berichtigen kann.

Urkundlich des hiebey gedruckten Regierungs-Siegels und unser Unterschrift. Osnabrück den 1. October 1766.

(L S) v. d. Bussche v. Ende.

A Cita-

Auf Initiative Mösers erschien das Osnabrücker Intelligenzblatt seit dem 4. Oktober 1766 und wurde von ihm redaktionell bis April 1782 betreut. In der Allgemeinen deutschen Bibliothek *machte es sich Johann Gottfried Herder 1772* »zur Pflicht, das Vollkommenste Deutsche Nationalblatt anzuführen und zu rühmen, das Er kennet. <…> Die Nützlichen Beyträge zum Osnabrückischen Intelligenzblatt, sind meistens wahrhaftig nützlich. Hr. Möser, der V<*erfasser*> der ersten Deutschen Geschichte, mit Deutschem Kopf und Herzen, hat selbst darüber nicht blos die Aufsicht, sondern auch so viel Theil dran, daß Moralische Predigten, und witzige Langweiligkeiten fast gar nicht; statt deren aber so gründliche, nützliche und muntre Landesabhandlungen vorkommen – <…>«

Vermischte Nachricht

Es hat jemand den ersten Theil von den memoires de Torcy und den letzten de la vie de Sobiesky par L'Abbé Coyer verliehen; wer solche bey sich hat, und nicht weiß wem sie gehören, beliebe solche dem Rath Möser wiederum zuzusenden.

Sachen, so verlohren

O s n a b r ü c k. Es hat jemand den 1sten Theil von Rousseaux Emil verliehen, ohne zu wissen an wem. Derjenige der solchen besitzt, wird ersucht, die übrigen drey von dem Herrn Rath Möser dazu abholen zu lassen, weil sie einzeln nicht wohl zu gebrauchen sind.

An Friedrich Nicolai, 11. Februar 1767

Der Tod unsers rechtschaffenen und vortrefflichen Freundes <*d.i. Thomas Abbt*> wird uns allen, die ihn gekannt haben, gewiß allezeit gleich empfindlich bleiben. Er fing erst an, sich zu bilden und seiner Stärke diejenigen Annehmlichkeiten zu geben, welche den Helden zum großen Mann machen. Ewig schade für die Wissenschaften, daß sie diesen ihren mächtigen Arbeiter nicht noch eine zehn Jahre behalten mögen! <...> Er hatte sein eignes Zimmer in meinem Hause und ward von den Meinigen als ein Sohn und Bruder aufgenommen, wenn er zu uns kam; und dieses that er so oft, als er nur entwischen konnte. In seinem Umgange hatte er etwas zu Süßes; und wie er von Genf zurückkam, mußten wir ihm sagen, daß er zu schön spräche. Dieß war auch der Fehler seiner Schriften, der aber die wahre Hochachtung im geringsten nicht minderte, welche man von seinen wahren Verdiensten hatte. Er litt es

geduldig, wenn man ihn wegen seines pretiösen Stils tadelte, und theilte mir das Schreiben offenherzig mit, worinn ihm sein Freund Moses <*d.i. Moses Mendelssohn*> gebot, seinen ganzen ersten Entwurf vom V e r d i e n s t e ins Feuer zu werfen. Nicht allein das; sondern er arbeitete sein Werk wirklich um. Gewiß ein unvergleichlicher Freund, der ohne einige Fehler durch seine Größe unerträglich geworden seyn würde! Man war froh, ihm etwas verzeihen zu können. <...>

Die hiesigen Häuser des Landmanns sind in ihrem Plan die besten

Die Frage, ob die hiesigen Hausleute ihre Wohnungen nicht bequemer einrichten könnten, ist oft aufgeworfen worden? Diejenige, welche solche zu entscheiden haben, mögen nachfolgende Vortheile der hiesigen Bauart nicht aus der Acht lassen.
Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bey demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so grosser und bequemer Gesichts-punkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drey Thüren, dankt denen, die herein kommen, heißt solche bey sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabey. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer und sie behält aus derselben eben diese grosse Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf und zu-gehen, höret ihr Vieh fressen, die Weberinn schlagen, und beachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrneh-

men. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, an statt daß an andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Haustür offen geht, jemand aus der Stube den Fremden entgegen gehen, ihn wieder aus dem Hause führen; und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Heerde ist der schönste unter allen. Und wer den Heerd der Feuers-gefahr halber von der Aussicht auf die Deele absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann so denn nicht sehen, was der Knecht schneidet, und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfurth wird ein Schleichloch des Gesindes; seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verlohren. Und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einen andern und seine Schweine im dritten hat; und in einem eignen Gebäude drischt, der hat zehnmal so viel Wände und Dächer zu unterhalten, und muß den ganzen Tag mit besichtigen und Aufsicht haben zubringen.

Ein rings-umher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst gebessert. Ein grosses Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistfahl vor der Ausfahrt wo angespannet wird. Kein Vitruv ist im Stande mehrere Vortheile zu vereinigen.

Bei der Frage: Ob es nicht gut sey dem Landmanne zu rathen, sparsamer mit dem Bauholze um zu gehen, kommen folgende Gründe in Betracht:

Erstlich hat jeder Mensch seinen Ehrgeitz, welchen er auf eine oder andre Art befriedigen will, und es ist überaus bedenklich ihn von einiger Verschwendung in einheimischen Producten auf auswärtige zu führen. Die ganze Kunst des Gesetzgebers besteht darin, den Ehrgeitz des Menschen wohl zu lenken.

Zweytens ist es besser, daß das Bauholz theuer als wohlfeil ist. Das Geld dafür geht nicht aus dem Lande. Ein theurer Holzpreiß muntert die Leute auf, fleissig zu pflanzen, und diejenigen Gegenden sind nicht glücklicher wo man das Holz gar nicht verkaufen kann, sondern zu Pottasche und Glaßhütten verschwenden muß.
Drittens ist es besser, daß die Leute zu viel als zu wenig Holz nehmen, weil sie keine Baumeister bey sich haben, und durch die Stärke des Holzes ihre Fehler im bauen ersetzen müssen.
Viertens ist in den hiesigen Häusern die allergröste Sparsamkeit bereits darin beachtet, daß die Balken nicht durchlaufen, sondern nur den so genannten Stuhl bedecken. Dadurch sind bey jedem grossen Hause nach dem jetzigen Holzpreise 200 Thaler ersparet. Die Verschwendung geschieht also nur in Ständer und Riegelholz, welches noch genug vorhanden ist, da es nur an Balken mangelt.
Fünftens findet man keine Verschwendung in den Gegenden wo das Holz rar ist.
Ankum. ein Nortrupper

Das Glück der Bettler

Neulich sah ich einen Handwerksmann mit seiner Frauen bereits um 4 Uhr des Morgens in seiner Werkstätte an der Arbeit. Der Mann schien mir munter und zufrieden zu seyn, die Frau aber mit einer gewissen ängstlichen Eilfertigkeit zu spinnen. Auf eine kleine Warnung: sie würde sich auf diese Weise überarbeiten: antwortete sie mit seufzen: Ach ich habe acht lebendige Kinder. Und in dem Augenblick traten die vier ältesten schon munter herein um zu beten und zu arbeiten. Der Anblick war überaus rührend; und der Mann erzählte mir mit einem anständigen Stolze, wie sauer er es sich werden liesse als ein ehrlicher Mann mit den Seinigen durch die Welt zu

kommen; und wie sichtbar GOtt seinen Fleiß und Ordnung segnete. Wir haben, setzte er hinzu, im Anfange oft Wasser und Brod gegessen; waren aber gesund und freudig dabey; bis uns endlich GOtt mit Kindern segnete, und mein täglicher Verdienst mit ihnen zunahm. Sauer ist es mir geworden, schloß er; Blutsauer; aber ich habe Brod, und bin vergnügt ...

Ich verglich hiemit eine Scene, die mir einmal zu Londen in einem Speisekeller, im Kirchspiele St. Giles aufgestossen ist. Herr Schuter ein berühmter Acteur auf dem Schauplatze in Covent-Garten, welcher damals eben die niedrigen Classen der Menschen studirte, um sich in der komischen Mahlerey fest zu setzen, und eine völlige Kenntnis vom high Live below Stairs zu erhalten, führte mich dahin. Die Magd welche uns empfieng, setzte geschwind die Leiter an, worauf wir herunter stiegen, und zog solche so gleich wieder herauf, damit wir ihr ohne Bezahlung nicht entlaufen mögten. Im Keller fanden wir zehn saubere Tische, woran Messer und Gabel in langen Ketten hiengen. Man setzte uns eine gute Rindfleisch Suppe; etwa vier Loth Rindfleisch mit Senf; einen Erbsen-Pudding mit etwa 6 Loth Speck, zwene Stück gutes Brod und 2 Gläser Bier vor; und vor der Mahlzeit forderte die Wäscherin unser Hemd, um es während derselben zu waschen und zu trocknen; alles vor 2½ Pence oder 16 Pfennig unser Münze, mit Einschluß der Wäsche. Doch diese Beschreibung im vorüber gehen. Am Sonntag wird kein Hemd gewaschen; und dafür ½ Pfund gebratenes Rindfleisch mit Kartoffeln zur Mahlzeit aufgesetzt.

In diesem Keller fanden wir uns in Gesellschaft der Gassen-Bettler. Da wir uns vorher eine dazu schickliche Kleidung vom Trödelmarkte gemiethet hatten: so wurden wir bald mit ihnen vertraut; und man that uns leicht die Ehre zu glauben, daß wir Diebe oder Bettler aus einem andern Kirchspiel wären. Allein wie sehr erstaunten wir nicht, als wir die angenehme und unbekümmerte Lebensart dieser Bettler erblickten.

Erstlich zählte ein jeder seinen Gewinnst vom Tage; und besonders liessen sich die Blinden von zweyen andern ihre Einnahme öffentlich und auf ihre Ehre zählen, damit sie von ihren Führerinnen nicht betrogen werden mögten. Es war keiner unter ihnen, der nicht doppelt und dreymal so viel erbettelt hatte, als der fleißigste Handwerksmann in einem Tage verdienen kann. Nachdem das Finanzwesen in Ordnung gebracht; und die Mahlzeit vorüber war, ließ sich ein jeder nach Gewohnheit, einen Bumper mit starken Porter-Bier geben, welcher auf die Gesundheit aller wohlthätigen Seelen ausgeleeret wurde. Hierauf spielten die Blinden zum Tanz; und es war ein Vergnügen zu sehen, wie geschickt Bettler und Bettlerinnen, auch so gar einige die des Tages über lahm gewesen waren, mit einander tanzten. Die kräftigsten Gassen-Lieder folgten auf diese Bewegung; bis endlich der erwartete Durst erfolgte. Dann ward von gewärmten Porter und Rum ein starker Ponsch gemacht, die Zeitung dabey gelesen, und der Abend bis drey Uhr des Morgens mit trinken und politischen Urtheilen über das Ministerium auf das vergnügteste zugebracht.

Ueberhaupt aber hat der Bettelstand sehr viel reizendes. Unser Vergnügen wird durch nichts besser befördert als durch die Menge von Bedürfnissen. Wer viel durstet, hungert und frieret, hat unendlich mehr Vergnügen an Speise, Trank und Wärme, als einer der alles im Ueberfluß hat. Was ist ein König, der nie zum hungern oder dürsten kömmt, und oft zwanzig grosse und kleine Minister gebraucht um eine einzige neue Kitzelung für ihn auszufinden, gegen einem solchen Bettler, der sechs Stunden des Tages Frost, Regen, Durst und Hunger ausgehalten; und damit alle seine Bedürfnisse zum höchsten gereizet hat; jetzt aber sich bey einem guten Feuer niedersetzt, sein erbetteltes Geld überzählt, vom stärksten und besten genießt, und das Vergnügen hat, seine Wollust verstohlner weise zu sättigen? Er schläft ruhig und unbesorgt; bezahlt keine Auflagen; thut keine Dienste; lebt

ungesucht, ungefragt, unbeneidet und unverfolgt; erhält und beantwortet keine Complimente; braucht täglich nur eine einzige Lüge; erröthet bey keinem Loche im Strumpfe, kratzt sich ungescheut wo es ihm juckt; nimmt sich ein Weib und scheidet sich davon unentgeltlich und ohne Proces; zeugt Kinder ohne ängstliche Rechnung, wie er sie versorgen will; wohnt und reiset sicher vor Diebe, findet jede Herberge bequem, und überall Brod; leidet nichts im Kriege oder von betriegerischen Freunden; trotzt dem grösten Herrn, und ist der ganzen Welt Bürger. Alles was ihm dem Anschein nach fehlt, ist die Delicatesse, oder derjenige zärtliche Eckel, womit wir alles, was nicht gut aussieht, verschmähen. Allein, wer ist im Grunde der Glücklichste; der Mann, der ein Stück Brod, wenn es gleich sandig ist, vergnügt herunter schlucken kann; oder der Zärtling, der in allen Herbergen hungern muß, weil er seinen Mundkoch nicht bey sich hat? Und wie sehr erweitert derjenige nicht die Sphere seines Vergnügens, der sich jedes Brod wohl schmecken läßt?

Wie beschwerlich ist dagegen der Zustand des fleissigen Arbeiters, der sich von dem Morgen bis zum Abend quälet, sich und seine Familie von eignem Schweisse zu ernähren? Alle öffentliche Lasten fallen auf ihn. Bey jedem Ueberfall feindlicher Partheyen muß er zittern. Um sich in dem nöthigen Ansehen und Credit zu erhalten, muß er oft Wasser und Brod essen, seine Nächte mit ängstlicher Sorge zubringen, und eine heimliche Thräne nach der andern vergiessen ..... Wenn ich solchergestalt den ehrlichen fleissigen Arbeiter mit dem Bettler vergleiche: so muß ich gestehen, daß es eine überaus starke Versuchung sey lieber zu betteln als zu arbeiten. Das einzige was den Bettlern bishero gefehlt, ist dieses, daß ihre Nahrung unrühmlich gewesen.

Um diesen Mangel einigermassen abzuhelfen, bin ich entschlossen, aus dem Rauchschatz-Register diejenigen Kirchspiele vorzüglich auszuzeichnen, welche sich hierin am

mehrsten hervorthun. Unter allen Kirchspielen hiesigen Hochstifts halten sich keine schlechter als Hilter, Laer, Melle, Oldendorf und Buer, welche auf dem Register vom September 1766 keine einzige Feuerstätte unter der Rubric von Armen in Abgang bringen. Wie glücklich sieht es hingegen im Kirchspiel Damme aus, welches 148 arme und 70 abgängige Wohnungen vom hiesigen Rauchschatze befreyet, und nicht einmal ganz zur Osnabrückischen Hoheit gehört, auch nicht viel über 1000 Häuser hat? <…>

Anmerkung wegen dieser Intelligenz-Blätter

Der Verfasser des obigen Schreibens wird es nicht übel deuten, daß man seine Gründe zusammengezogen und dasjenige ausgelassen habe, was in den vorigen Stücken, die er zur Zeit da er schrieb, nicht gesehen hatte, gesaget ist.
Sonst müssen wir bey den einlaufenden Aufsätzen hier überhaupt bemerken, daß
1.) viele darunter nicht local sind. Die Absicht dieser Intelligenz-Blätter ist nicht a l l g e m e i n e Abhandelungen einzurücken. Es müssen daher alle moralische, physikaische, öconomische, historische, antiquarische, juristische und sonstige Abhandelungen, welche hierin einen Platz haben wollen, so viel immer möglich, hiesiges Land betreffen, und nicht zu sehr aus der engen Sphere fallen, worin diese Blätter gelesen werden.
2.) Sind oft einige satyrisch und wohl gar beleidigend gewesen, weswegen man sie hat unterdrücken müssen. Da nur zu viel Welt und Kunst dazu gehöret, Satyren vor das hiesige feinere Publicum zu schreiben: so ist einem jeden wohlmeinend zu rathen, sich damit nicht leicht abzugeben.
3.) Wissen einige ihre Aufsätze nicht recht an<*zu*>fangen, und verfallen daher auf geistreiche Capriolen, oder überflüssige Lobsprüche dieser Blätter. Beydes ist dem Leser eckelhaft. Daher kann jeder seinen Aufsatz nur mit einigen

Punkten ….. anfangen, und dann sich so gleich mitten in die abzuhandelnde Materie versetzen. Der Leser denkt zu den Punkten das beste Compliment hinzu; man ersparet Zeit und Raum; und kömmt gleich zur Hauptsache.

4.) Sind oft Leute von gesunder Vernunft und reifer Einsicht zu furchtsam um sich öffentlich aus<*zu*>drucken, diese können versichert seyn, daß man ihren Aufsätzen, wenn sie eine wichtige Wahrheit enthalten, die gehörige Wendung und Einrichtung gern geben werde.

5.) Ist bemerkt, daß zu wenig von dem hiesigen Land-Haushalt und Ackerbau darin vorkomme, weswegen man wünscht, daß erfahrne Landwirthe, die das Eigne der hiesigen Wirthschaft kennen, oder sonst einen glücklichen Versuch gemacht haben, etwas von ihrer Arbeit liefern mögen.

6.) Wird oft ein kleiner Aufsatz, wenn die darin vorkommende Materie gleich hiesiges Land so sehr nicht interessirt, seiner kürze wegen mitgenommen; wenn aber sodann eben diese Materie von andern ausgedehnt oder widerlegt werden wollen: so hat man sich bereits sehr oft in der Verlegenheit gesehen, solche Aufsätze, ob sie gleich an sich schön und vortreflich gewesen, aus der Ursache zurückzulegen, weil sie zur Absicht dieser Blätter nicht passen.

7.) Geben sich oft einige mit Widerlegungen ab, welche blos niederreissen. Auch diese werden nicht leicht eingerückt, weil sie selten interessant sind, und ein jeder ohnehin wohl weis, daß das widerlegte ein problematischer Vortrag gewesen. Eine Widerlegung muß zugleich etwas neues liefern; sich durch eine gute Wendung unterscheiden, und mit Geschmack geschrieben seyn.

Avertissement
wegen der Osnabrückschen Intelligenz-Blätter

Der gütige Beyfall welchen die hiesigen Anzeigen bisher gefunden, fordert keine geringere Erkenntlichkeit von uns, als daß wir uns desselben durch Verdoppelung unsers Fleisses würdig zu machen suchen. Und dieses ist es was wir bey dem Schluß eines Jahrs auf das zukünftige versprechen können; nachdem sich Männer von Einsicht, welche die Welt, das Land und ihre Zeiten kennen, zu dieser Absicht mit uns vereiniget, und ihre grosse Pflicht dem gemeinen Wesen zu dienen, auch auf einen Antheil an diesen Blättern ausgedehnet haben.

Der Plan nach welchen wir bisher eine Beschreibung, Verbesserung und Veredlung der unserm Boden eignen und nützlichen Pflanzen, Sitten und Gebräuche, allgemeinen Betrachtungen und Systemen vorgezogen haben, wird indessen unverändert bleiben. Denn der Fremde, welcher solche lieset, findet mehr Vergnügen an den Seltenheiten welche jedem Lande eigen sind, als an dem was er überall antrift; und der Einheimische lernet seine ihm von der Natur verliehene Gaben besser kennen und schätzen, auch von mehrern Seiten betrachten. Wenn jedes Land solchergestalt von seinem eignen Haushalte eine öffentliche Rechenschaft gäbe: so würden dergleichen Blätter zuletzt den Schriftstellern, welche das Publicum von einem höhern Standorte zu unterrichten berufen sind, zu getreuen Urkunden dienen.

In Ansehung der abzuhandelnden Sachen wird man die vorige Auswahl beybehalten, und sein vornehmstes Augenmerk auf die Verbesserung des Haushalts, der Handlung und derjenigen Sitten richten, welche einer vernünftigen Oekonomie zu statten kommen. Die allgemeine Erschöpfung worin sich alle heutigen Staaten plötzlich befinden, zwingt ein jedes Land, dem Beyspiel der alten Hauswirthe zu folgen, welche alles was zur Leibes Nothdurft und

Nahrung gehörte auf ihren Höfen zogen und Krämern und Handwerkern wenig zu lösen gaben. Colbert durfte es wagen der Handlung den Vorzug vor dem Ackerbau zu geben. Er that es zu einer Zeit, worin Frankreich hoffen durfte, durch seine Fabriken die übrige Welt in Contribution zu setzen. Jetzt muß jeder Staat und selbst Frankreich, nicht so wohl nach der Lehre des Marquis von Mirabeau als nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, seine erste Sorgfalt auf den Ackerbau wenden, nachdem die Handlung durch den Geist der Privatökonomie, wozu jede Nation gezwungen wird, immer mehr und mehr abnimmt. Wehe dem Lande, das seine höchsten Bedürfnisse jetzt aus der Fremde suchen muß; und wehe uns, wofern wir bey dem allgemeinen Wetteifer aller armen Völker, sich selbst fertig zu machen, und einander zu entbehren, nur einen Schritt zurück bleiben.

Die Freymütigkeit, womit wir bisher verschiedene Wahrheiten geprüft und beurtheilet haben, ist ein Recht, was uns unsre glückliche Verfassung gewährt. Wir würden dieses Vorzugs unwürdig seyn, wenn wir es nicht auch noch ferner ausübten. In manchen Ländern, wo die durchlauchtigsten Schäfer, aus Liebe zur Wolle blos auf die Vermehrung ihrer Heerden sehen, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie auch zulängliche Weide und Bequemlichkeit haben, scheinet ein jeder blos dem Schäfer zu fröhnen. Allein, so stiefmütterlich sich auch die Natur in vielen Stücken gegen uns bewiesen, so hat sie uns doch mit diesem Frohndienste noch verschonet. Die beste Probe der Wahrheit ist der Nutze welchen sie dem gemeinen Wesen bringt; Ihr Waradein ist die allgemeine Ueberzeugung und nicht der Finanzminister.

In Ansehung der äusserlichen Einrichtung bedarf es keiner erheblichen Veränderung. Der Preis bleibt wie vorhin 1 Taler 12 Mgr. für jeden Jahrgang; wofür diese Anzeige<*n*> einem jeden im Lande frey geliefert werden. Auswärtige Liebhaber aber werden auf Sr. Königl. Majestät Postämtern solche für 24 Mgr. Zulage franco empfangen.

Johann konnte nicht leben
Eine alltägliche Geschichte

Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperren, und die Lügen unter Gottes Geleite, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?
Ja, Herr Kriegesrath, aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprichwort …..
Kein aber, mein guter Kerl; das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprichwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten ABC-Buch seyn sollten. Sie sind mir verhaßter als die Rechtsregeln, und du weist schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Cammeretat nicht gut gethan werden.
Je nun ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahrs hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut: so thun die Kaufleute den Beutel zu.
Schon wieder eine Sentenz. Aber weist du auch wohl Johann, was L e b e n sey? Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann; der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegesrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist, wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dies ist doch dein größter Wunsch; so würdest du ja auch nicht leben können?
Freylich nicht, Herr Kriegesrath; aber ich hätte denn doch bessere Gelegenheit als jetzt bey ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdenn nur meine Augen des Tages einmal zuthue: so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bey ihnen Nacht und Tag aufsperre.

Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner; allein er konnte wieder nicht leben. Er kam als Secretair bey der Gartencanzley; noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser; und nun glaubte der Fürst er würde gewiß leben können. Aber nein; B o b, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde; er hatte Bediente; hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könnte: so gab er ihm zur Antwort: Ach! gnädigster Herr, der Staat erfordert heutiges Tages so viel; es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäs lebt; die Frauens sind solche kostbare Puppen; und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist als Intendant des Jahrs mit zweytausend Thalern auszukommen ..... Ich wette, Johann, du würdest auch B o b oder wohl gar H e r r v o n B o b werden, wenn du erst ein paar Jahr Thorschreiber gewesen wärest.

Das käme auf die Probe an Herr Kriegesrath. Indessen ist es doch so gut als eine gestempelte Wahrheit, daß wenn die Frau Visitatorin eine schwarze Saloppe trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine von g r o s s e B e a u t e haben müsse.

Just so philosophirte B o b auch. Weißt du aber auch wohl was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben muste? Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen, sagte er, daß ich mir gerade die größten Narren zu Mustern gewählt habe! Ich dächte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin kollerte: so müste die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wohl am besten, daß du das Heyrathen noch eine Zeitlang aufschiebst. Denn würklich,

die Weiber sind es jetzt, welche die Männer ins Zuchthaus bringen; und du könntest ohnedem leicht dahin kommen, wenn du die Augen zu oft verschlössest.

Ach Herr Kriegesrath das hat gute Wege. Wem der König ein Amt giebt, dem giebt er auch zu leben; dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit, und was das fürnehmste ist, sein eignes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut gedient.

Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster, und zieht dreymal in der Woche an die Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages, und noch manche des Nachts ihrem Herrn aufopfern müssen; von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worin er sie setzt, zu leben gäbe: so ist ihre Forderung gerecht. Allein daß der Mann, der ihm alle Monat ein paar Schuh macht, sogleich von diesen zwölf paar Schuhen leben will, das ist unerträglich.

Hören Sie, Herr Kriegesrath, mein voriger Herr, ein Burgemeister, sprach eben so. Wovon, sagte er zu dem vorigen Präsidenten, muß ich, wovon müssen so viele Rathsherrn leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in die Futterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von je her ganz andre Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte Leute zu Burgemeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleisse leben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung; das eine Jahr wie das andre; und die beste Besoldung von jedem rechtschaffenen Manne. Die grossen Herrn haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können; und nicht wissen wie sie leben wollen. Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht, aber am Ende nehmen sie plus über plus

wieder weg; und der Herr hat nicht mehr übrig als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen aber nichts; indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen, und dann ihre Diener über alle andre erheben, und diejenigen, welche keine andre Besoldung, als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig heruntersetzen. In unserm Bürgerrath werden keine andre als angesessene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Reihelasten betrachtet, die jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbediente, die keinen Theil an unsrer Ehre haben. Und der Unterbediente, insbesondere aber den Untervogt und den Visitator besolden wir kärglich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum spintisiren haben, sondern beym graben, spinnen und arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie alles aufs schärfste suchen und Knötgen zu Knoten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten: so würden sie müßige Spionen abgeben, und nicht fürs gemeine Beste, sondern blos für die Casse sorgen. So sprach mein voriger Herr der Burgemeister zum seligen Präsidenten. Und ich habe seitdem allezeit gewünscht ein bemittelter Mann zu seyn; das weis der liebe Himmel.

Ist deine Predigt aus, Johann? Nun so gehe hin, und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden erlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe …..

Wer war vergnügter als Johann? Er ward Thorschreiber und konnte nicht leben. Er heyrathete die Cammerjungfer von der Frau Kriegsräthin, und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweymal die Augen zu, und könnte doch alle die Saloppen von grosse Beaute, welche die junge Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Sie machte ihn zum Hahnrey, und dem allen ungeachtet, konnte auch sie nicht leben. Sie kamen beyde ins Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

Doppelrezension

Wer mit der Nase auf dem Bilde steht, wird selten ein gutes Urtheil darüber fällen. Entweder die Menge der Figuren verwirrt ihn; oder aber er sieht nichts als einzelne Theile, und gelangt nicht zu dem Vergnügen, das Ganze mit einem mächtigen Blicke zu übersehen. Ich glaube, daß dieses der Fall sey, worin sich ein jeder, der seine eigne Nation schildern will, befindet. Unser Urtheil, welches wir von den Franzosen, Engländern, Italiänern und andern Nationen überhaupt fällen, wird uns überaus leicht. Wir glauben auch einen sehr vollständigen Begrif von dem Nationalcharakter der alten Deutschen zu haben; und so scheinet es, daß eine sichere Entfernung des Orts oder der Zeit nothwendig sey, um den wahren Stand zur Betrachtung einer Nation zu erhalten.

Also sollten wir, möchte jemand sagen, das Urtheil über uns, blos unsern Nachbarn überlassen, und erwarten, daß die Franzosen uns als arbeitsame Pedanten, die Engländer als mitleidenswürdige Sklaven, und die Italiäner als grobe Schlucker schilderten? Wir sollten es mit Gedult anhören, wenn ein vornehmer Cardinal sagt: Ich erkenne die drey Nationen bey einem Glase Wein, worin eine Fliege liegt. Der Italiäner giebt das Glas weg; der Franzose nimmt die Fliege heraus; und der Deutsche schlukt sie mit herunter? – Nun, das ist freylich nicht rathsam. Wir thun also nicht übel, daß wir uns selbst malen.

Allein, wo finden wir die Nation? An den Höfen? Dies wird niemand behaupten. In denen Städten sind verfehlte und verdorbene Copeyen; in der Armee abgerichtete Maschinen; auf dem Lande unterdrükte Bauern, paterna rura (das ist sein allodial freyes, von keinem Lehns- oder Gutsherrn abhangendes Erbgut). Die Zeit, wo jeder Franke oder Sachse bauete und in eigener Person vertheidigte; wo er von seinem Hofe zur gemeinen Landesversammlung

kam, und der Mensch, der keinen solchen Hof besaß, und wenn er auch der reichste Krämer gewesen wäre, zur Classe der armen und ungeehrten Leute gehörte; diese Zeit war im Stande uns eine Nation zu zeigen. Allein die gegenwärtige ist es nicht. <…>
Wir glauben, um auch unsere Meinung hierüber zu sagen, daß das beste Mittel seyn würde, alle Könige und Fürsten gar abzuschaffen, den Adel aus dem Lande zu jagen, Städte und Festungen nieder zu reissen, alles Geld ins Meer zu werfen, alle Gelehrte nach Lapland zu schicken, und fünf Sechstel aller Deutschen an die Bäume zu knüpfen, damit der übrige Theil einzeln, weit genug aus einander, bey Kartoffeln und Gerstenbier ruhig auf der Bärenhaut liegen könne. Dann komme Rousseau oder Tacitus und schildere unsern Nationalgeist!

Osnabrückische Geschichte allgemeine Einleitung

Vorrede

Der Vorsatz eine Geschichte meines Vaterlandes zu schreiben, ist bey mir sehr spät entstanden; und seitdem ich mich daran gewagt habe, oft unterbrochen worden. Der seelige Professor Lodmann, mein Freund von der ersten Kindheit an, hatte, wie ich glaube, von der Natur einen Trieb dazu empfangen. Denn schon im zehnten Jahre seines Alters fieng er an damit zu spielen; und ich theilte ihm nachher dasjenige gern mit, was ich zufälliger Weise fand. Allein der Tod hat ihn mir und seinem Vorsatze zu früh entrissen. <…>

Da meine Zeit zu kurz war: so gieng ich überall unmittelbar zu den Quellen; und meine wenige Bekanntschaft mit ihnen machte, daß ich alles neu zu entdecken glaubte. Das Vergnügen, welches ich dabey empfand, verführte mich zu unzähligen Ausschweifungen; wovon ich mit ziemlicher Strenge eine ungeheure Menge nachwärts verworfen, doch aber nach dem mir vorgesteckten kleinen Ziel, noch viel zu viel beybehalten habe.
Ein ander Fehler ist, daß ich den Anfang zum schreiben auf Reisen während dem letzten Kriege gemacht, und mir erst jede Sache nach ihrer Möglichkeit vorgestellet, und solche hernach zu Hause vielleicht nicht mit genugsamer Unpartheylichkeit gegen die Beweise geprüfet habe. Daher kann einiges einen scheinbaren Hang nach der Hypothese behalten haben. Denn diese pflegt ihren ersten Liebhaber doch noch immer heimlich und unsichtbar zu verfolgen. Manches aber ist sicher, wie ich jetzt sehe, zu weit ausgeholet <...>.
Vielleicht habe ich auch darin gefehlet, daß ich die Charakter der vorkommenden Personen niemals in einem besondern Gemählde entworfen, und nur sehr selten einige Betrachtungen mit eingestreuet habe. Ich bin aber gewiß, daß die erstern sehr viel von meiner eignen Erfindung behalten haben würden, und halte in Ansehung der letztern dafür, daß in der Geschichte, so wie auf einem Gemählde blos die Thaten reden, und Eindruck, Betrachtung und Urthel jedem Zuschauer eigen bleiben müssen. Im Alter, und fast in jeder Periode des Lebens sehen wir die Begebenheiten von einer ganz andern Seite an, machen ganz neue Betrachtungen darüber, und vertragen diejenigen nicht mehr, welche uns in jüngern Jahren die prächtigsten schienen. Daher thut in der Geschichte die H a n d l u n g, wenn sie moralisch vorgestellet oder mit ihren Ursachen und Folgen erzählet wird, und schnell und stark fortgehet

eben das was sie auf der Schaubühne thut. Sie erweckt, nährt und füllet die Aufmerksamkeit der Zuschauer mehr als alle dabey angebrachte Sittenlehre; die oft zur Unzeit eine Thräne von demjenigen fordert, der über die Handlung lachen muß. <...>

Was ich am mehrsten fühlte, war dieses, daß unsre Sprache eine Verrätherin der edlen Freyheit geworden war, und den Ausdruck verlohren hatte, welcher sich zu meinen Begriffen paßte. Die ältesten Geschichtsschreiber von Deutschland haben nicht in unser Sprache geschrieben, und dem starken deutschen Körper ein ganz fremdes Colorit gegeben. Wie man aber anfieng unsre Muttersprache zu gebrauchen: so hatte die Lehnsverfassung die g e m e i n e Freyheit schon gefesselt, und die Sprache der vorherigen Verfassung theils verdunkelt, theils zu einem andern Verstande umgebildet, und theils unverständlich gemacht. Oft hat daher meine Empfindung mit den Worten gekämpft, und ich bin nicht selten in der Versuchung gewesen auf die Geschichte einzelner Worte, welche immer von Jahrhundert zu Jahrhundert einen andern Sinn erhalten haben, auszuschweifen. Da ich aber in manchen Anmerkungen schon bis ans rothe Meer gekommen war: so konnte ich meiner eignen Critik nicht weiter entwischen. Doch bin ich noch nicht so weit bekehrt, um eine Vorrede ohne Ausschweifung schliessen zu können.

Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer, als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen; aus ihnen den Körper bilden und die grossen und kleinen Bediente dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können so denn dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopee geben, worinn die Territorialhoheit, und der Despotismus, zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt; sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das

unterschiedliche Verhältnis des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir blos das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten, falsche oder gute Maaßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meynungen, Kriege und Verbindungen auf jenen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche die Gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bey diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmählich gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit empor getrieben; und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz, und eine der Freyheit günstige Sittenlehre gewürket hat, würde sich wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes fortgehendes Gemählde bringen lassen und diesem eine solche Füllung geben, daß der Historienmahler alle überflüßige Groupen entbehren könnte.

Diese Geschichte würde vier Hauptperioden haben. In der ersten und güldnen war noch mehrentheils jeder deutscher Ackerhof mit einem Eigenthümer oder W e h r e n besetzt; kein Knecht oder L e u t auf dem Heerbannsgute g e f e s t e t; alle Freyheit, als eine schimpfliche Ausnahme von der gemeinen Vertheidigung verhaßt; nichts als hohe und gemeine E h r e in der Nation bekannt; niemand, ausser dem L e u t oder Knechte einem Herrn zu folgen verbunden; und der gemeine Vorsteher ein e r w ä h l t e r Richter, welcher blos die Urtheile bestätigte, so ihm von seinen Rechtsgenossen zugewiesen wurden. Diese güldne Zeit daurete noch guten Theils, wiewohl mit einer auf den Hauptzweck schärfer anziehenden Einrichtung unter Carln dem Grossen. Carl war aber auch der einzige Kopf zu diesen antiken Rumpfe.

Die zweyte Periode gieng allmälig unter Ludewig dem Frommen und Schwachen an. <…>
Der mächtige und reissende Hang grosser Völkervereinigungen zur Monarchie und die unsägliche Arbeit der Ehre oder nach unser Art zu reden der Freyheit, womit sie jenem Hange begegnen, oder ihrer jetzt fallenden Säule einen bequemen Fall hat verschaffen wollen, ist das prächtigste Schauspiel was dem Menschen zur Bewunderung und zur Lehre gegeben werden kann; die Berechnung der auf beyden Seiten würkenden Kräfte und ihre Resultate sind für den Philosophen die erheblichsten Wahrheiten: Und so viele grosse Bewegungsgründe müssen uns aufmuntern unsre Nation diese Ehre zu erwerben. Sie müssen einem jeden reizen seine Provinz zu erleuchten, um sie dem grossen Geschichtschreiber in dem wahren Lichte zu zeigen. Das Costume der Zeiten, der Stil jeder Verfassung, jedes Gesetzes und ich mögte sagen jedes antiken Worts muß den Kunstliebenden vergnügen. Die Geschichte der Religion, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Künste und schönen Wissenschaften ist auf sichere Weise von der Staatsgeschichte unzertrennlich und würde sich mit obigen Plan vorzüglich gut verbinden lassen. Von Meisterhänden versteht sich. Der Stil aller Künste ja selbst der Depeschen und Liebesbriefe eines Herzogs von Richelieu steht gegeneinander in einigem Verhältnis. Jeder Krieg hat seinen eigenen Ton und die Staatshandlungen haben ihr Colorit, ihr Costume und ihre Manier in Verbindung mit der Religion und den Wissenschaften. Rußland giebt uns davon täglich Beyspiele; und das französische eilfertige Genie zeigt sich in Staatshandlungen wie im Roman. Man kann es so gar unter der Erde an der Linie kennen, womit es einen reichen Erzgang verfolgt und sich zuwühlt. Der Geschichtsschreiber wird dieses fühlen, und allemal so viel von der Geschichte der Künste und Wissenschaften mitnehmen, als er gebraucht, von den Veränderungen der Staatsmoden Rechenschaft zu geben.

Zur Geschichte des westphälischen Friedens gehört eine grosse Kenntnis der Grundsätze, welche seine Verfasser hegten. Man wird von einer spätern Wendung in den öffentlichen Handlungen keine Rechenschaft geben können, ohne einen Thomasius zu nennen; und ohne zu wissen, wie unvorsichtig er seine Zeiten zum raisonniren geführet habe. Der Stil des letztern Krieges ist daran kenntbar, daß alle Partheyen sich wenig auf den Grotius berufen, sondern sich immer an eine bequeme Philosophie, welche kurz vorher in der gelehrten Welt herrschte, gehalten haben. Die neue Wendung welche ein S t r u b e der deutschen Denkungsart dadurch giebt, daß er wie Grotius Geschichtskunde, Gelehrsamkeit und Philosophie mächtig verknüpft, ist auch an verschiedenen Staatshandlungen merklich. Das öffentliche Vertrauen der Höfe beruhet auf solchen Grundsätzen und solchen Männern. Und ihr Name mag wohl mit den Namen der grösten Feldherrn genannt werden. Brechen endlich Religionsmeinungen in bürgerliche Kriege aus: so wird ihre Geschichte dem Staate vollends erheblich. Die Eigenliebe opfert Ehre und Eigenthum für ihre Rechthabung auf. Der Sieger gewinnt allezeit zu viel; er fesselt wie in Frankreich zuletzt Catholiken und Reformirte an seinen Wagen …… Aber wehe dem Geschichtsschreiber, dem sich dergleichen Einmischungen nicht in die Hände drängen; und bey dem sie nicht das Resultat wohlgenährter Kräfte sind.

Doch es ist Zeit, daß ich von meiner Ausschweifung zurückkehre. Ich habe meinem Leser nur noch zu sagen, wie ich, wenn mir G O t t Leben und Gesundheit verleihet, den ersten Theil meiner Geschichte, welcher bis dahin gehet, daß unsre Bischöfe die Bestätigung sämtlicher nach und nach an sich gebrachten Reichsvogteyen, und die Grafenbänne darüber vom Kayser erhalten haben, bald zu liefern gedenke. Man wird alsdann schon den Block, woraus die Landeshoheit gebildet wird, aus dem rauhen

gearbeitet, und die Züge erscheinen sehen, welche ihre künftige Gestalt verrathen. Ich hoffe übrigens meine Gönner und Freunde, denen ich die Geschichte unsers Vaterlandes hiemit zu übergeben anfange, werden solche mit einigen Vergnügen lesen. Eine Familie nimmt insgemein Antheil an den Zufällen der ihrigen, und die Geschichte unsers kleinen Staats ist die Erzählung der Begebenheiten unserer nächsten Angehörigen. Der Zirkel, für welchen solche einige Wichtigkeit haben, wird zwar sehr klein seyn. Allein ich entsage mit Freuden der Begierde in einer grossen Gesellschaft zu glänzen, wenn ich ihnen ein häusliches Vergnügen als das edelste und nöthigste unter allen verschaffen kann. Die Erkenntlichkeit so ich meinem Vaterlande schuldig bin, macht mir diese Selbstverleugnung nicht schwer; und wenn dermaleinst ein deutscher Livius aus dergleichen Familiennachrichten eine vollständige Reichsgeschichte ziehen wird: so werde ich nicht für den kleinsten Plan gearbeitet haben.

An Johann Christoph Gatterer, 29. Januar 1769

Wohlgebohrner Herr, Hochgeehrtester Herr Hofrath!
Euer Wohlgebohren können versichert seyn, daß mir Dero freundschafftliche Kritick angenehmer seyn werde als das höchste allgemeine Lob, welches man jetzt so partheyisch und leichtfertig austheilt. Ich kenne mich selbst am besten und fühle nur gar zu sehr, daß ich zu spät in die historische Schule gekommen und besonders in der kritischen Classe zu sehr versäumet bin. Man behilfft sich im Alter wohl ohne Grammatick. Es ist aber doch besser, wann man solche in der Jugend auch gelernet hat.
Das Anerbieten, mich als ein Mitglied des Historischen Instituts aufzunehmen, nehme ich mit Vergnügen an, wenn Hochdieselben es verantworten zu können glauben. Auch bin ich bereit, mich über ein und andre Zweifel, welche

Euer Wohlgeb. gegen meine Hypothesen hegen, in einen Briefwechsel für die »historische Bibliotheck« einzulassen. Nur hoffe ich nicht, daß das Erstere mit zu strengen Pflichten verknüpft und das Andre für Ausgang des Apriles seyn werde, indem ich auch noch in meinen Winter- und Landtages-Arbeiten, mit Essen, Trinken und Schreiben zu sehr beschäfftiget bin. <...>

Es bleibt beym Alten

Es geht doch auch jetzt sehr weit in der Welt. Bisher sind es nur die Gelehrten gewesen, welche uns Landleuten den Vorwurf gemacht haben, daß wir so fest am Alten, als der Rost am Eisen, klebten, und gar nichts neues versuchen wollten; und diesen Gelehrten, unter deren Nachtmützen nichts wie Projekte zur Verbesserung der Landesökonomie ausgeheckt werden, hat man das zu gute gehalten, und es ihnen als ein Mittel ohne viel Arbeit ihr tägliches Brod zu erwerben, gegönnet, daß sie uns solche Vorwürfe in gedruckten Büchern, die eben nicht viele von uns lesen, gemachet haben. Sie müssen doch von etwas schreiben, da sie leben und schreiben müssen, und sonst nichts zu verdienen wissen.
Allein nun fängt auch sogar unser Küster an, unsern Kindern die bey ihm dann und wann in die Schule gehen, von einem schrecklichen Gespenste, welches er das Vorurtheil des Alterthums nennet, etwas vorzuplaudern, und verlangt sie sollen ihren väterlichen Acker dermaleinst ganz anders pflügen, als wir, unsre Väter, Großväter und Elterväter ihn gepflüget haben. Er verlangt, sie sollen die Bestellung desselben aus großen Büchern lernen, bald bey den Engländern, bald bey den Franzosen und bald bey den Schweden in die Schule gehen; und spricht von Projekten, wogegen die Erfahrung von zehn Menschenaltern nicht das allermindeste erheben soll.

Dies ist in Wahrheit von einem Manne, der kaum den Sonnenzeiger an unser Kirche recht zu stellen weiß, unerträglich, und die ganze Gemeinde hat mir aufgetragen ihm hiemit öffentlich zu sagen, daß wir für dasjenige, was unsre Vorfahren, die ihren Acker lange gekannt, und ihn früh und spät betreten haben, eingeführt, mehrere Ehrfurcht haben, als für alle Projekte der neuern.

Wie würde es uns armen Leuten gegangen seyn, wenn wir alle die Vorschläge, die nun seit zehn Jahren zur Verbesserung des Ackers gemachet sind, befolget hätten? Wenn wir alle die Säemaschinen, und alle die Arten von Pflügen angeschaffet hätten, welche in dieser Zeit angepriesen und vergessen sind? Wenn wir alle die Futterkräuter gesäet und alle die Ackerbestellungen nachgeahmet hätten, wovon man uns ein so herrliches Bild gemahlet hat? Sollte der Gutsherr seine Pächte, der Zehntherr seinen Zehnten und der Vogt seine Schatzungen wohl nachgegeben haben, wenn wir ihnen erzählet hätten, daß wir neue Versuche gemacht und damit verunglücket wären?

Eine hundertjährige Erfahrung ist eine erstaunende Probe; hundert ja tausend Jahr haben wir mit Plaggen gedüngt, im sauren Schweisse unsers Angesichts damit gedüngt, und uns wohl dabey befunden. Warum sollen wir denn davon ablassen? Meynen Sie nicht, das wir alle Jahr mit den Plaggen auf einigen Feldern zu kurz kommen, und also auch hundertjährige Erfahrungen von solchen Feldern haben, die nicht damit gedüngt sind? Da wir verschiedene Kirchspiele und Gegenden haben, die keine Plaggen gebrauchen, und einen Grund bauen, der dieses Düngers entbehren kann: Meynen Sie denn nicht, daß unsre Vorfahren auch wohl bisweilen auf den Gedanken gerathen sind, zu versuchen, ob sie dieses mühseligen Düngers entrathen könnten? Und glauben Sie nicht, daß wir gute durch die Erfahrung bestätigte Gründe haben, warum wir dabey beharren?

Man beschuldige uns keines Eigensinns. Die Kartoffeln sind noch nicht viel über dreyßig Jahren in Westphalen bekannt; und gleichwohl baut sie schon ein jeder. Die Feldmauern sind erst vor 40 Jahren aufgekommen, dennoch sind sie nunmehro fast durchgehends, wo Steine zu haben und Feldmauern nützlich sind, anstatt der Zäune und Hecken eingeführt. Der Hanfbau ist funfzig Jahr in hiesigen Gegenden alt, und gleichwohl jetzt schon überall, wo es nur möglich ist, gemein; vor sechzig Jahren säete noch niemand Buchweizen ins Mohr; und jetzt wird er überall gesäet. Der Weizenbau vermehrt sich täglich in Gegenden, wo man ihn vorhin gar nicht möglich glaubte. Wir sind also folgsam – aber gegen Erfahrungen und nicht gegen Projekte und unsichere Proben.
Proben und Versuche sind für den Edelmann, der etwas verlieren kann; nicht für den Landmann, der jedes Handebreite Land zu Rathe halten muß. Dies mag sich der Küster merken.

Rusticus

Schreiben an den Herrn Schulmeister im 20sten Stück

Euer Wohlehrwürden mögen mir noch so viel zum Lobe ihres Vaterlandes sagen: so kann ich es ihnen doch nicht verheelen, daß ich noch zur Zeit, ohnerachtet ich zu Lande und zur See gereiset bin, kein Land angetroffen habe, worin es weniger Originalnarren giebt als in dem ihrigen. Ich bin meines Handwerks ein Comedienschreiber, und in der Absicht zu Ihnen gereiset, um einige besondre lächerliche Charaktere für meine Bühne bey ihnen aufzusuchen; so wie mancher in die Fremde reiset, um Löwen und Meerkatzen oder andre seltne Thiere zu erhandeln. Allein es ist mir in dero Heymath kein Narre vorgekommen, wovon ich es der Mühe werth geachtet hätte, eine Schilderung mitzuneh-

men. Dies beweiset denn doch wohl unstreitig, daß Sie auch keine grosse Genies unter sich haben.
Ich will Ihnen den Ruhm von guten ehrlichen und fleißigen Leuten nicht absprechen. Allein dergleichen findet man überall; und wenn man einen gesehen hat: so hat man sie alle gesehen. Es liegt mir auch nichts daran, wie viel Menschengesichter sich in ihrem Lande befinden, wenn sie alle die Nase auf einer Stelle haben. Die Hauptsache ist jetzt Wunder der Natur zu sehen, und bey mir kommt hinzu, sie vor Geld sehen zu lassen.
Anfangs glaubte ich, der Fehler dieser Einförmigkeit wäre blos den gemeinen Leuten in ihrem Lande eigen; und ich hoffte noch immer unter den Vornehmen, oder doch wenigstens unter den Damen etwas zu finden, was sich in meine Sammlung von seltenen Thieren schicken würde. Allein auch hier schlug meine Vermuthung fehl. Ich traf einen vornehmen Edelmann an, der mit seinen Leibeignen als mit vernünftigen Menschen umgieng; der ihre Bedürfnisse fühlte; ihnen mit Rath an die Hand gieng; ihnen in der Noth Vorschuß that; und sich um ihr ganzes Hauswesen mit einer väterlichen Sorgfalt bekümmerte. Die Frau vom Hause verließ mich mitten in einer interessanten Erzählung, um mit einer armen Frau zu sprechen. Und was ich beynahe für etwas originales gehalten hätte: so gieng das gnädige Fräulein aus dem Zimmer in den Keller um den Wein auszulangen; ohnerachtet ich ihr eben eine neumodische Caricaturhaube vorzeichnete. In dem Zimmer fand sich nichts als Ordnung und Reinlichkeit, und wie wir nach Tische in den Garten giengen, fanden sich, erzittern Sie doch, keine Orangeriebäume mehr. Der Herr vom Hause erzählte mir dabey, daß zu seines Großvaters Zeiten kein Edelmann ohne eine Orangerie gewesen wäre; und jeder sein bestes Gehölze dazu verbraucht hätte, um diese fremden Puppen zu unterhalten. Jetzt aber hielte man mehr auf eine Eiche, als auf einen Lorbeerbaum. Der gute Mann, daß er seine Orangerie nicht behalten hat? Wer vordem zu

ihm kam, erzählte ihm allemal, wo er dieselbe besser gesehen; und das mußte er für ein Compliment aufnehmen. Jezt wird man ihn fragen müssen: Ob es dieses Jahr auch Mast geben werde? Und dann wird die Rede wohl gar auf die Schweine fallen. Was für eine Erniedrigung!
Ich dachte endlich; auf dem Lande ist es schlecht; aber in den Städten wird es doch Merkwürdigkeiten für mich geben. Aber nein, auch hier fand ich einige verunglückte Copeyen, wovon ich die Originale unendlich schöner gesehen hatte, ausgenommen, nichts als gesunde Leute; die emsig und zufrieden vor sich hin arbeiteten, und mir nichts zu mahlen gaben; nicht eine menschliche Figur, welche werth gewesen wäre, in eau de fleur de Venise aufbehalten zu werden. Eine Dame, der ich meine Verwunderung hierüber bezeugte, versprach mir jedoch eine Seltenheit zu zeigen, welche ich in andern Ländern nicht gesehen haben würde; und hierauf führte sie mich in ihre Kinderstube, wo der Mann sich die Mühe gab, seinen Kindern die Gründe des Christenthums beyzubringen; wo er dem Hofemeister Lehren gab; und sich, nachdem die ersten Höflichkeiten vorüber waren, in meiner Gegenwart nicht scheuete, in seiner Arbeit fortzufahren. Die Dame setzte sich, wie ich glaube mir zum Possen, bey ihrer Tochter nieder, und drückte ihr die Hand, wann sie dem Vater wohl antwortete, und das Mädgen war entzückter über diesen Beyfall, als über mich; ohnerachtet ich doch glaube, kein alltäglicher Kerl zu seyn.
Himmel, dachte ich bey mir, wie willst du aus dieser verwünschten Kinderstube kommen. Ich sahe es dem Herrn an, daß er es nach dero Landesart für eine Grobheit aufgenommen haben würde, wenn ich ihm nicht mit Aufmerksamkeit zugehöret haben würde; und die Frau vom Hause, ohnerachtet sie mich anfangs auf eine lose Art dahin geführet hatte, schien nunmehro ebenfalls bey dem Vergnügen ihre Kinder zu sehen, auf meine Ungedult keine Acht zu haben. Zum Glück vor mich, nahm die zu dieser

Arbeit bestimmte Zeit von selbst ein Ende; und ich hatte wahrlich kein Verlangen mehrere Originalien in einem Hause aufzusuchen, wo man nichts als die Erfüllung solcher Pflichten sahe, die jeder Pfarrer seiner Gemeinde alle Sonntage ohne Unterlaß vorpredigt. Ich glaube gar, daß die Leute mit den gemeinsten Mann zur Kirche gehen, und sich nicht einmal davon träumen lassen, daß die zehn Gebote mehr als hundert Jahr aus der Mode sind.

Bey einer solchen Lebensart, und in einem Lande, worin, wie ich vermuthe, Mann und Frau noch in einem Bette schlafen, ist es wohl kein Wunder, daß aus langer Weile des Jahres viele Kinder erzeugt werden. Mich wundert nur, daß Euer Wohlehrwürden nicht auf jeder Quadratmeile eine ganze Million gefunden haben. Allein ihre Kirchspielsschule mag sich so gut dabey stehen, als sie immer will: so danke ich für ein Land, worin man nichts als Gesundheit und Arbeit kennet, und ohne Cedras verdauen muß. Ich nehme aus demselben nichts als einen rohen Schinken und ein Stück Pumpernickel mit, um es den Parisern für Geld sehen zu lassen.

Ich will ihnen nächstens eine Rechnung schicken, wie viel Thoren sich in andern Ländern auf jeder Quadratmeile finden; und da sollen sie sehen, wie sehr sie die Bilanz gegen sich haben. Bis dahin begnügen sie sich der einzige in ihrem Kirchspiel zu seyn, den ich auf meiner Wunderreise einiger Aufmerksamkeit gewürdiget habe.

Geschrieben auf der Reise. Puzzuolo di Bergamo

N. S.

Apropos noch eins; In ganz Westphalen habe ich keine Obstbäume an der Heerstrasse gefunden; und ich habe mich würklich oft darnach umgesehen, weil ich hungrig war. Wie ist es aber möglich, in einem so wesentlichen Stücke zu fehlen? Sollten sie nicht überall Datteln- Pignolen- Capern- Oliven- und Feigenbäume stehen haben? Sollte jedes Dorf nicht angewiesen seyn einen Zuschlag für Melonen zu machen? <…>

Aktennotiz vom 8. Juli 1769

So wie mir die neue Zulage ohne mein Wissen und, ich möchte sagen, wider mein Verlangen zugelegt war, indem ich auf mehrmaliges Sondieren der Regierungsräthe erklärt hatte, wie ich in Allem genug hatte und doch nicht mehr als einen Pudding auf den Tisch bringen lassen wollte, wenn ich auch zehnmal soviel einzunehmen hätte, eben so hatten sie noch an einen neuen Rang und neuen Titel für mich gedacht, wie mir der Regierungsrath von dem Bussche eröffnete. Ich schrieb deßwegen bei Gelegenheit der Danksagung für die Zulage an den Minister, daß er mich ja mit Titeln und Hörnern verschonen möchte, indem ich das Recht, durch einen Zaun zu kriechen, nicht davon geben wollte.

Von dem Faustrechte

Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu seyn, worin unsre Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend, und eine eigne Nationalgröße gezeiget hat. Die feigen Geschichtschreiber hinter den Klostermauren, und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen mögen sie noch so sehr verachten und verschreyen: so muß doch jeder Kenner das Faustrecht des 12ten und 13ten Jahrhunderts, als ein Kunstwerk des höchsten Stils bewundern; und unsre Nation die anfangs keine Städte duldete, und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansahe, womit wir jetzt ein flämisches Stilleleben betrachten; die folglich auch keine große Werke der bildenden Künste hervorbringen konnte, und solche vielleicht von ihrer Höhe als kleine Fertigkeiten der Handwerker bewunderte, sollte billig diese große Periode studiren, und das Genie und den Geist kennen lernen, welcher nicht in Stein und Marmor,

sondern am Menschen selbst arbeitete, und so wohl seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können. Die einzelnen Raubereyen welche zufälliger Weise dabey unterliefen, sind nichts in Vergleichung der Verwüstungen, so unsre heutigen Kriege anrichten. Die Sorgfalt womit jene von den Schriftstellern bemerkt sind, zeugt von ihrer Seltenheit; und die gewöhnliche Beschuldigung, daß in den Zeiten des Faustrechts alle andre Rechte verletzt und verdunkelt worden, ist sicher falsch, wenigstens noch zur Zeit unerwiesen, und eine Ausflucht einander nachschreibender Gelehrten, welche die Privatrechte der damaligen Zeit nicht aufspüren wollen. Es werden jetzt in einem Feldzuge mehrere Menschen unglücklich gemacht, als damals in einem ganzen Jahrhundert. Die Menge der Uebel macht, daß der heutige Geschichtschreiber ihrer nicht einmal gedenkt; und das Kriegsrecht der jetzigen Zeit bestehet in dem Willen des stärksten. Unsre ganze Kriegesverfassung läßt keiner persönlichen Tapferkeit Raum; Es sind geschleuderte Massen ohne Seele, welche das Schicksal der Völker entscheiden; und der ungeschickteste Mensch, welcher nur seine Stelle wohl ausfüllt, hat eben den Antheil am Siege, welchen der edelste Muth daran haben kann. Eine einförmige Uebung und ein einziger allgemeiner Charakter bezeichnet das Heer; und Homer selbst würde nicht im Stande seyn drey Personen daraus in ihrem eignen Charakter handeln oder streiten zu lassen.

Eine solche Verfassung muß nothwendig alle individuelle Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit, welche doch einzig und allein eine Nation groß machen kann, unterdrücken. Sie muß, wie sie auch würklich thut, wenig jugendliche Uebung erfordern, nicht den geringsten Wetteifer reizen und die Fußmaaße zur Berechnung der Talente gebrauchen. Aber auf diesem Wege kann unsre Nation nie zu der Größe gelangen, welche die Natur für sie allein zu bestimmen schien, wie sie den allmählig ausartenden Bürgern der Grie-

chischen und Römischen Städte den Meißel und Pinsel in die Hand gab.
Ich will jetzt der Turnire nicht gedenken, welche als nothwendige Uebungen mit dem ehmaligen Faustrechte verknüpft waren, ohnerachtet ihre Einrichtung den Geist von mehr als einem Lycurg zeigt; und alles dasjenige weit hinter sich zurück läßt, was die Spartaner zur Bildung ihrer Jugend und ihrer Krieger eingeführet hatten; ich will die Vortheile nicht ausführen, welche eine wahre Tapferkeit, ein beständiger Wetteifer, und ein hohes Gefühl der Ehre, das wir jetzt zu unser Schande abentheuerlich finden, nachdem wir uns auch selbst in unser Einbildung nicht mehr zu den ritterlichen Sitten der alten Zeiten hinaufschwingen können, auf eine ganze Nation verbreiten mußten. Ich will nichts davon erwehnen, wie gemein die großen Thaten seyn mußten, da die Dichter das Reich der Ungeheuer und Drachen als die unterste Stuffe betrachteten, worauf sie ihren idealischen Helden Proben ihres Muths ablegen ließen. Nein, meine Absicht ist blos die Vollkommenheit des Faustrechts, als eines ehmaligen Kriegesrechts zu zeigen; und wie wenig wir Ursache haben dasselbe als das Werk barbarischer Völker zu betrachten.
Rousseau mag noch so sehr getadelt werden: so bleibt die Stärke und die Wissenschaft solche zu gebrauchen, doch allemal ein wesentlicher Vorzug. Unsre neuern Gesetzgeber mögen dem Menschen Hände und Füsse binden; sie mögen ihm Schwerdt und Rad vormahlen; er wird seine Kraft allemal gegen seinen Feind versuchen, so oft er beleidigt wird. Unsre Vorfahren wagten es nicht dieses angebohrne Recht zu unterdrücken. Sie gönneten ihm seinen Lauf; aber sie lenkten es durch Gesetze. Und das Faustrecht war das Recht des Privatkrieges unter der Aufsicht der Land-Friedensrichter. <...>

Ein Project das nicht ausgeführet werden wird

Da wir bald eine neue Charte von hiesigem Hochstifte erhalten werden: so wäre zu wünschen, daß auch eine dergleichen, worauf nach gehöriger Vergrösserung überall die Beschaffenheit des Bodens angezeigt wäre, verfertiget würde; es könnte solches blos durch Farben geschehen; und zugleich in den Farben wiederum der Unterscheid angebracht werden, daß z. E. der beste Weidegrund durch dunkelgrün; der mittlere durch etwas hellers, und der schlechteste durch noch hellers angezeigt würde. In der Einfassung, wodurch jede Art dieses Grünen von den andern abzusondern, würde durch eine Schattirung von roth, gelb, blau oder schwarz angezeigt, ob Mergel- Sand- oder Mohrgrund darunter anzutreffen wäre; und die Vermischung, Verhöhung oder Vertiefung dieser Schattirung würde auch zu gebrauchen seyn, die Art des Mergels- Sandes- oder Mohrgrundes anzuzeigen. Auf gleiche Art verführe man mit den Heiden, die etwan mit einer hell- oder dunkel-braunen Farbe angezeigt, und durch die Schattirung nach ihrer Erdart unterschieden würden ..... Man könnte auch auf jeden Fleck durch Nummern die Tiefe einer jeden Lage, oder deren Abstand von einer gewissen angenommenen Linie wie auf den Seekarten, bemerken ..... Außer dieser Charte müßten wir noch eine andre haben, worauf die ganze Fläche, so wie sie sich 6, 7 oder 8 Schuh tief unter der Erden befände, verzeichnet würde; so daß wann man die erstere Charte auf die andre legte, man sogleich sehen könnte, wie es in vorgedachter Tiefe beschaffen wäre. Man würde solches durch Erdbohrer bald untersuchen, und geometrisch auftragen können. Aus der Vergleichung dieser beyden Charten würden sich vermuthlich viele gute Schlüsse ziehen lassen, besonders wenn die Veränderungen auf der Oberfläche mit sichern Veränderungen auf der Unterfläche übereinkämen. Diese Schlüsse würden uns in der Urbarmachung leiten, und manches was wir in der Ferne suchen,

in der Nähe finden lassen. Man könnte auch solche Charten verschicken, und das Urtheil der Forst- und Bergwerksverständigen darüber einholen, besonders wann noch eine kurze Beschreibung der wilden Gewächse dabey gefüget würde.

An Johann Bernhard Basedow, 1770/72

Das Methodenbuch <*d.i. J. B. Basedow: Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker. Bremen 1770–72*> ist richtig angekommen und sofort mit grosser Begierde gelesen worden. Besonders bewundre ich den Eyfer und die Dauer, womit Euer Wohlgeb. sich die übernommene Sache angelegen seyn lassen. Es gehört ein ganzer Heroismus dazu. Man sieht aber doch endlich aus dem glücklichen Erfolge, was ein Mann von Einsicht und Arbeit in dieser Welt thun kann.
In der Geschichte, worüber Euer Wohlgeborn meine Meinung verlangen, scheinen Dieselbe dem Plan des Herrn Millers in der Vorrede zu Abbts Fragment <*d.i. T. Abbt: Geschichte des menschlichen Geschlechts. Halle 1766*> folgen zu wollen. Hiemit stimme ich nicht mit überein. Die Geschichte muß keine Lehrerin der Moral, sondern der Politick bleiben. Die Verschwendung z. E. ist ein moralisches Laster; allein die Geschichte muß es nur als ein politisches behandeln. Von einer Maitresse wie der Gräfin Y<*armouth*> würde ich nichts sagen, weil sie beständig hinter den Bettevorhängen geblieben; desto mehr aber von einer Maintenon. Ueberhaupt muß auch die Geschichte das lehren, daß, wenn ich eine neue Republick in Amerika anlegen wollte, ich auf eine lange Zeit zum voraus berechnen kann, … <...>

Aufgabe

Da die englischen Tänze bey den Landleuten so vielen Beyfall finden, daß die nun auch auf den Dörfern herumziehende Tanzmeister an einem Orte funfzig und mehr Schüler und Schülerinnen finden; wogegen die französischen Menuets in der langen Zeit, daß sie geherrschet haben, an manchen Orten nicht einen Liebhaber unter ihnen angetroffen: so frägt man billig: Ob dieses nicht ein Zeichen sey, daß der alte sächsische Geist so wohl in den Engländern als Westphälingern herrsche? Ob durch die Tänze der Nationalton nicht verbessert, und eine ganz neue Epoque angefangen werden könne?

Jeder zahle seine Zeche

Die Anzahl der Fündlinge hat sich voriges Jahr in Paris um zweytausend vermehrt. Dies ist doch ein starker Beweis der herrschenden Unordnung, dürfte mancher empfindsamer Reisender sagen; aber vermutlich ist es nichts weniger, und beweiset dieser starke Zuwachs höchstens nur, daß alle Generalcassen und Generalaufseher mehr hintergangen werden, wie andre ehrliche Leute, die entweder blos ihre eigne Haushaltung führen, oder die ihnen anvertraute Gemeinheitsausgaben völlig übersehen können. Unsre guten ehrlichen Vorfahren hielten daher nichts von Generalcassen. Der Himmel mögte auch dem heiligen römischen Reiche gnädig seyn, wenn es beständige Reichs- und Kreyscassen, und auf denselben wie seine Nachbaren einige hundert Millionen Schulden hätte! Wie viele Pensions würden daraus verfliegen? Wie viel große und kleine Bettler würden daraus leben, und wie viele hohe und geringe Mütter würden an den Orten, wo diese Cassen stünden, ihre echten und unechten Kinder zu glücklichen Fündlingen

machen, und solche unter diesem Titel dem Heil. Röm. Reich in die Futterung geben? Wäre diese Casse vollends an dem Orte der Reichstages in Verwahrung, bestünde denn das vom Kayser Maximilian angeordnete Reichsregiment noch in seinem völligen Wesen, und hätte dieses wie billig, das Ausschreiben und die Zahlungen zu verordnen; wer weiß wie sich dann die Fündlinge um Regensburg vermehret haben würden? Die Kenntnis der Rubriken dieser Rechnung würde zur wahren Freude unsrer Staatsrechtsliebenden Deutschen eine eigne Wissenschaft, und die Zahl der Caßirer, Rechnungsräte ec. ec. ec. den französischen Pächtern gewiß nicht viel nachgeben. Daß der Magistrat zu Regensburg bey der erlittenen außerordentlichen Theurung eine billige Beyhülfe daraus erhalten haben würde, versteht sich von selbst. <…>

Nun haben sich freylich diese Zeiten im Kleinen und Großen mächtig verändert; und wir haben seit den niederländischen Unruhen und den spanischen Zügen durch Deutschland, beständige Landescassen. Indessen bleibt es doch immer eine einleuchtende Wahrheit, daß wann auf Rechnung einer Landescasse getrunken würde, mancher der nur ein Glas getrunken, für seinen Theil ein Stübchen zu bezahlen haben würde, und wir mögen daraus als vernünftige Leute wohl den Schluß ziehen, daß für die Wassertrinker keine Maxime vortheilhafter sey als: ein jeder bezahle seine Zeche.

Müste in Frankreich jedes Kirchspiel seine Fündlinge unterhalten: so würde eine Nachbarin auf die andre genau achten; der Schulze im Dorfe würde seine Angeber überall halten, und manche arme Hure, die ihr Kind auf die allgemeine Landesbarmherzigkeit aussetzt, in Zeiten genährt, unterstützt, und mit der Halbscheid desjenigen, was sie der gemeinen Anstalt kostet, bey mütterlichen Gesinnungen erhalten werden.

Eben das läßt sich von den Armen und Unglücklichen sagen, die auf Kosten einer gemeinen Anstalt ihre Versor-

gung finden. Der Pfarrer, um ihnen sein Mitleid zu bezeugen, und sich des ungestümen Bettlens zu erwehren, giebt ihnen das Zeugniß der Dürftigkeit aus gutem Herzen. Der Vogt denkt, unser Herr Pastor wird es wissen, und hierauf bezeugt er alles der Wahrheit gemäs; die Kirchspielsvorsteher schreiben ihren Namen unbedenklich darunter, weil es nicht unmittelbar auf ihre Rechnung geht; und so läuft alles der gemeinen Zeche zu, wozu hernach manches Kirchspiel ein Stückfaß liefern muß, was seine Durstigen höchstens mit einem Anker erquicken könnte.

Was hilft es, sagte neulich ein Bauer zu mir, daß wir nach der Verordnung unsre Arme ernähren, ihre Kinder zur zeitigen Arbeit gewehnen, keinem fremden Bettler in unsre Nebenhäuser aufnehmen, und solchergestalt einer Seits den Geist der Betteley zu ersticken suchen, ander Seits aber unsre wahren Armen versorgen? Was hilft es, daß wir strenge sind, keinen für Arm erkennen der es nicht würklich ist, keinem andern Zeugniß als dem Zeugnisse unser Augen trauen, und uns alle Jahr zweymal zur Ader lassen, damit unser Herr Chirurgus die Verunglückten umsonst curiren möge; wenn andre Kirchspiele nicht ein gleiches thun? wenn diese alles was nur geht und kommt zur Heuer einnehmen, und ihr ausgehungertes Vieh mit einem guten Zeugnisse auf die gemeine Weide schicken dürfen?

Freylich, antwortete ich ihm, wäre es gut, wenn jedes Kirchspiel in diesem Stücke seinen Haushalt für sich hätte, und allenfalls eine eigene Schatzung zu dergleichen Bedürfnissen anlegte. Wenn es solchergestalt gerade zu aus eines jeden Beutel gienge: so würde kein Zeugniß was drey Meilen von euch gegeben wäre, Glauben finden; es würde mancher, der bey der allgemeinen Casse sehr kläglich thut, daheim wo seine Umstände bekannt sind, ganz leise reden müssen; viele die sich vor Fremden nicht schämen, würden es vor ihren Nachbaren thun; das Gesinde würde nicht so leichtfertig zusammen laufen, die Einnahme eines fremden Heuermanns würde ohne Erlaubniß des Kirchspiels nicht

statt finden; der Chirurgus würde entweder die Armen umsonst curiren oder jeder guten Frauen das Recht zu curiren lassen müssen; den Bettlern vom Handwerke würde man ihre Kinder nehmen, und sie bey andern für dieselben Almosen, welche man ihnen giebt, zur Erlernung der Wirthschaft eindingen, und was das beste ist, ein Kirchspiel würde das andre nicht auf gemeine Rechnung bezechen können. Allein …..
Ich bin doch recht neugierig zu wissen, fiel hier der Bauer ein, was das für ein A l l e i n werden wird? Aber zu seinem Unglück vergaß ich darüber was ich sagen wollte.

Gedanken über den jetzigen Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen

Die Herrn beym General Departement mögten gern alles, wie es scheinet, auf allgemeine und so viel möglich einfache Grundsätze zurückgeführet sehen. Wenn es nach ihrem Wunsche gienge, so sollte der Staat sich nach einer akademischen Theorie regieren lassen, und jeder Departementsrath im Stande seyn nach einem allgemeinen Plan den Localbeamten ihre Ausrichtungen vorschreiben zu können. Sie wollten wohl alles mit gedruckten Verordnungen fassen, und nachdem Voltaire es einmal lächerlich gefunden hat, daß jemand seinen Proces nach den Rechten eines Dorfs verlohr, den er nach der Sitte eines nahe dabey liegenden gewonnen haben würde, keine andre als allgemeine Gesetzbücher dulden; vermuthlich, um sich die Regierungskunst so viel bequemer zu machen und doch die einzige Triebfeder der ganzen Staatsmaschine zu seyn.
Nun finde ich zwar diesen Wunsch für die Eitelkeit und Bequemlichkeit dieser Herrn so unrecht nicht, und unser Jahrhundert das mit lauter allgemeinen Gesetzbüchern schwanger geht, arbeitet ihren Hofnungen so ziemlich entgegen. In der That aber entfernen wir uns dadurch von

dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichthum in der Mannigfaltigkeit zeigt; und bahnen den Weg zum Despotismus, der alles nach wenigen Regeln zwingen will, und darüber den Reichthum der Mannigfaltigkeit verlieret. An den griechischen Künstlern lobt man es, daß sie ihre Werke nach einzelnen schönen Gegenständen in der Natur, ausgearbeitet, und es nicht gewagt haben eine allgemeine Regel des Schönen festzusetzen, und ihren Meissel nach dieser zu führen. Die römischen Gesetze bewundert man, und muß sie gleich den griechischen Kunstwerken bewundern, weil ein jedes derselben einen einzelnen Fall zum Grunde hat, und allemal eine Erfahrung zur Regel für eine völlig ähnliche Begebenheit darbietet. Man spricht täglich davon, wie nachtheilig dem Genie alle allgemeine Regeln und Gesetze seyn, und wie sehr die neuern durch einige wenige Idealen gehindert werden, sich über das mittelmäßige zu erheben; und dennoch soll das edelste Kunstwerk unter allen, die Staatsverfassung, sich auf einige allgemeine Gesetze zurück bringen lassen; sie soll die unmannigfaltige Schönheit eines französischen Schauspiels annehmen; und sich wenigstens im Prospect, im Grundriß und im Durchschnitt auf einen Bogen Papier vollkommen abzeichnen lassen, damit die Herrn beym Departement mit Hülfe eines kleinen Maaßstabs alle Größen und Höhen so fort berechnen können.

Ich will es nicht untersuchen, ob die gelehrte Natur einen Hang zur Einförmigkeit genommen, oder das ruhige Vergnügen allgemeine Wahrheiten zu erfinden und Gesetze für die ganze Natur daraus zu machen, diese unsre neumodische Denkungsart beliebt gemacht, oder auch der Militairstand, worin oft hundert tausend Menschen das Auge auf einen Punkt richten, und den Fuß nach dem nehmlichen Tackte setzen müssen, sein Exempel zur Nachahmung empfohlen habe. Man mag hier annehmen was man will, die Wahrheit bleibt allemal, je einfacher die Gesetze, und je allgemeiner die Regeln werden, desto

despotischer, trockner und armseliger wird ein Staat.
Ich verlange nicht, daß man dieses auf alle Zweige der Staatsverfassung anwenden solle. <…>
Zwar lobt man an einer jeden Maschine den einfachen Hebel; und die größte Menge der Würkungen ist nicht bewundernswürdiger, als wenn sie durch die kleinste Kraft (minimum) hervorgebracht wird. Allein kein vernünftiger Mensch wird leugnen, daß da, wo hundert tausend zusammengesetzte Hebel zugleich das Verdienst der kleinsten Kraft erhalten, die Würkungen unendlich schöner und größer seyn müssen. Ein Staat, worin ein jeder der vollkommensten Freyheit genießt, und das allgemeine Beste zugleich im höchsten Grade erhalten wird, ist unstreitig besser, glücklicher und prächtiger, als ein ander, worin das letzte mit einer größern Aufopferung der Freyheit aufs theureste erkauft werden muß. Jener aber wird gewiß eine größere Mannigfaltigkeit in seinen Gesetzen haben, als dieser.
Daß bey einem Generaldepartement richtige Charten und Tabellen von allem, was zu seiner Beurtheilung eingeschickt wird, vorhanden seyn müssen, um die Berichte des Localbeamten deutlich verstehen und seine Gründe prüfen zu können, ist eine Sache für sich; daß dasselbe die Geschicklichkeit den Fleiß und die Redlichkeit des Localbeamten auf das genaueste controlliren müsse, wird auch wohl niemand im Zweifel ziehen. Allein dieses hindert nicht, daß nicht jeder Forst seine eigne Regeln, jedes Städtgen seine eigne Policey, und jede Bauerschaft ihre besondern Rechte so wie ihre besondern Vortheile und Bedürfnisse habe, welche ohne Gewalt unter keine allgemeine Verordnungen gezwungen werden können. Es hindert nicht, daß das Gutachten eines redlichen und Einsichtsvollen Localbeamten nicht allemal mehrere Aufmerksamkeit verdiene, als die großen Theorien des Generaldepartements, und wenn ich ein allgemeines Gesetzbuch zu machen hätte: so würde es darin bestehen,

daß jeder Richter nach den Rechten und Gewohnheiten sprechen sollte, welche ihm von den Eingesessenen seiner Gerichtsbarkeit zugewiesen werden würden. Dies war das große Mittel, wodurch unsre Vorfahren ihre Freyheit ohne Gesetzbücher erhielten; anstatt daß unsre General Verordnungen und Gesetze, so bald es zur Anwendung kömmt, immer nicht recht auf den einzelnen streitigen Fall passen und Natur und Gesetz gegen einander in Processe verwickeln.

Es ist eine allgemeine Klage des jetzigen Jahrhunderts, daß zu viel General Verordnungen gemacht und zu wenige befolget werden. Die Ursache liegt aber aller Wahrscheinlichkeit nach darin, daß wir zu viel Dinge unter eine Regel bringen, und lieber der Natur ihren Reichthum benehmen, als unser System ändern wollen.

Schreiben eines reisenden Gasconiers an seinen Wirth in Westphalen

Gott sey Lob und Dank, daß ich doch endlich wieder hier und einiger maßen bey halbmenschlichen Geschöpfen bin; denn in H.... hat doch noch einer oder andre die Seine gesehen, oder im Parterre pfeifen gehöret. Aber bey euch in Westphalen, ist das ein Wust von runden ehrlichen Leuten, die man ohne Schaden nach dem Gewichte verkaufen könnte; man erstickt bey eurer vielen Gesundheit, und eure sogenannten Damen haben eine Physionomie, wobey einem angst und bange werden sollte, wenn sie nicht zum Glück für uns vernünftig wären. Sie haben nichts von dem sanften Gelispel, nichts von der zärtlichen Mattigkeit; nichts von der zitternden Empfindsamkeit, und überhaupt nichts von der unaussprechlichen Morbidezza, welche die geringste Bürgerfrau in Paris sich so oft sie will zu geben weis. Das feine Sonderbare, die künstlichen Launen, die schlauen Quälereyen, und alle die kleinen allerliebsten

Spitzen, womit das andre Geschlecht bey uns eine rechte Zauberkraft ausübt, sind ihnen eben so unbekannt, als unsre schwebenden Ruhebettgen im rosenfarbigen Sommercabinet. Sie lachten sogar über die letztern, wie ich ihnen einmal einen Begrif davon geben wollte, und glaubten, welche Einfalt! man könnte bey gewissen Vorfällen wohl von Natur schamroth werden, ohne eben nöthig zu haben, das Licht durch rothe Vorhänge fallen zu lassen, und mit diesem Wiederscheine einem leichtfertigen Falle das Ansehen einer überwundenen Tugend zu geben. So entfernt seyd ihr noch von den herrlichen Kunsttrieben und Kunsttugenden, die sich doch zu dem natürlichen, wie eine Pastete von La Boulaye zu euren großen Bohnen verhalten. Eine solche thierische Art von Menschen, die ihre Seele blos mit gesunden Wahrheiten füttert, und wenn man ihr die neuesten Erfindungen in der Kunst zu genießen, mit den feurigsten Farben mahlt, oder ein Operetgen von Guetry mit aller Grazie vorsingt, kaltsinnig antwortet, daß wir das italiänische nur süß und leicht, das englische schwach und mishellig, ihr deutsches aber vollends lahm machten, habe ich in meinem Leben nicht angetroffen.

Der Hang zum vernünftigen und nützlichen ist zwar freylich nicht zu verachten; und ich gönne es euren Bauren gern, daß sie lieber eine gute lange Predigt als eine Opera hören. Aber daß Leute von Stande einen solchen groben Geschmack haben; und daß Damen, die doch nur zum Vergnügen in der Welt erschaffen sind, ein solches Pflanzenleben führen können, dieses ist mehr als ein Philosoph berechnen kann. Wann man dergleichen Charaktere auf unser Bühne vorstellen wollte: so würde die parisische Welt den Verfasser für eine so abentheurliche Uebertretung der menschlichen Natur ohne Barmherzigkeit auspfeifen; und entdeckte er ihnen dann vollends was ich noch weiter gesehen, daß alle eure verheyratheten Weiber, Kinder und oft sehr viele haben; daß sie ihre edelste Zeit mit deren Erziehung zubringen; und daß es bey euch Männer giebt,

welche dergleichen Kindermütter mit zärtlichen Augen ansehen können: so würde ihn der ganze Hof ohne Gnade für verrückt ausschreyen. Dem Pöbel allein liegt es ob die Welt zu bevölkern; und eine so einfältige Fruchtbarkeit ist der höchste Grad der Dummheit.

Und eben so denke ich von allen euren baren Tugenden und ofnen Herzen. Jene sind wie eure rohen Schinken, und diese gleichen einer nackten Haut ohne Schminke, die man ohne zu schaudern nicht ansehen kann. Dafür ist es hier denn doch noch gülden, da ist noch Tugend so schön wie Butter a quatre couleurs.

Eure Mannthiere sind aber in ihrer Art fast noch lächerlicher. Diejenigen, so bey uns das Land regieren, haben ihre Hauscanzleyen, welchen sie einmal für alle sagen: zugestanden, was Geld einbringt, und alles übrige abgeschlagen. Die Ausfertigungen gehn demnächst ihren Gang, und es braucht keines weitern Vortrags. Der Staat ist da das Generalhospital; wenn der Arzt nur einmal gesagt hat: Zur Rechten Ader gelassen, zur Linken abgeführt: so wissen die Handlanger mehr als zu viel. Was würde es auch für eine erschreckliche Arbeit seyn, alle Krankheiten zu untersuchen oder alle Sachen selbst einzusehen, und so wie der Cardinal Mazarin that, bey jedem J a und N e i n, was er auf die eingekommenen Vorstellungen setzte, mit einem Buchstaben noch besonders zu bemerken, ob das Nein piano, andante, andantino, grave, forte, piacevole gratioso oder staccato und allabreve ertheilet werden sollte?

In eurem Lande hingegen arbeiten dergleichen Herrn oft für einen armen Bauren, als wenn des ganzen Landes Wohlfahrt daran läge, ob ein Hundert dergleichen Krautköpfe mehr oder weniger in der Welt wären; die edlen Abendstunden, die in der ganzen vernünftigen Welt der Freude heilig sind, werden nicht einmal der Arbeit entzogen, und um zu ihnen zu kommen braucht man so wenig den Schweizer als den Kammerdiener zu bestechen. Euer ganzer Adel braucht nicht so viel wohlriechendes Wasser als

ich für meine Person allein, und dünkt sich groß ohne auch nur einmal von weiten gesehen zu haben, wie unser König sein Hemd anzieht, oder sein Morgengebet abstößt. Eure Gelehrten wissen kaum mit dem Hunde einer Dame geschweige denn mit vernünftigen Menschen umzugehen; und der geringste Schuflicker in Paris hat mehr feine Lebensart als euer bester Vollmeyer. Ich begreife gar nicht wie es sich in einem solchen Lande leben läßt, wo die Leute nichts thun als arbeiten, essen, schlafen, und sich wohl befinden. Wo man keinen König zu bedauren, keinen Minister zu verfluchen, keine Gräfin zu kreuzigen, keine Commis zu spiessen, keine Verordnung zu verspotten, keine Freunde zu stürzen, keine Großen zu hassen, keine Partheyen zu erheben, und keine Krankheiten zu erzählen hat; wo es keine Männer zu betriegen, keine Weiber zu verführen, keine Tugend zu kaufen oder zu verkaufen, keine Patrioten zu erhandeln, und keine Betrieger zu verehren giebt; kurz wo die Uebertretung aller zehn Gebote Gottes einem so wenig Ansehn als Vergnügen giebt. Nur Schade, daß ich nicht daran gedacht habe ein Geschöpfe eurer Art mit nach Paris zu nehmen, um den Herrn von Buffon besser in Stand zu setzen, die Classe der Abweichungen in der menschlichen Art noch mehr zu bereichern, und ein Gerippe von euch in der Kunstkammer des Königs mit meiner Beschreibung aufzustellen. Hiemit Gott befohlen und die Rechnung bezahlt, womit ich dich bey meiner Abwesenheit beehret habe.
D. den 29 Sept. 1772

L.V.

Eine Probe des neuesten Geschmacks

Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmama! Sollten Sie jetzt ihre kleine Bleiche, worauf Sie in ihrer Jugend so manches schönes Stück Garn und Linnen gebleichet – –, sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählet haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen – Sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den schönen roth gestreiften Aepfeln stand, – suchen, nichts von dem allen würden Sie mehr finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt; die Hügelgen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Gesträuches bedeckt, und auf unsern Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Thälergen finden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehmen auf das Kohlstück bringen lassen müssen, um so etwas schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich es recht verstanden, eine Schrubbery, oder wie andre sprechen, ein englisches Boßkett. Ringsherum geht ein weisses Plankwerk, welches so bunt gearbeitet ist, wie ein Drellmuster, und mein Mann hat eine Dornhecke darum ziehen lassen müssen, damit unsre Schweine sich nicht daran reiben mögten. Von dem auf der Bleiche angelegten Hügel kann man jetzt zwey Kirchthürme sehen, und man sitzt dort auf einem chinesischen Cannape, worüber sich ein Sonnenschirm von vergoldetem Bleche befindet. Gleich dabey soll jetzt auch eine chinesische Brücke, wozu mein Mann das neueste Modell aus England erhalten, angelegt, und ein eigner Fluß dazu ausgegraben werden, worin ein halb Dutzend Schildkröten, die bereits fertig sind, zu liegen kommen werden. Jenseits der Brücken, gerade da, wo der Großmama ihre Bleichhütte war, kommt ein allerliebster kleiner gotischer Dom zu stehn, weil mein Mann Gotherich Dom heißt. Wie ich vermuthe, hat er diese Idee aus dem Garten zu Stove genommen, worin der Lord

Tempel so viele Tempel angelegt hat. Der Dom wird zwar nicht viel größer werden, als das Schilderhäusgen, worin der Onkel Toby mit dem Corporal Trim (doch Sie werden dieses nicht verstehn, Sie haben den Tristram Shandy nicht gelesen) die Belagerungen in seinem Garten commandirte. Aber die gothische Arbeit daran wird doch allemahl das Auge der Neugierigen an sich ziehen, und oben drauf kommt ein Fetisch zu stehen. Kurz, ihr gutes Gärtgen, liebe Großmama, gleicht jetzt einer bezauberten Insel, worauf man alles findet, was man nicht darauf suchet, und von dem was man darauf suchet, nichts findet. Mögten Sie doch in Ihrem Leben noch einmal zu Uns kommen und alle diese Hexereyen mit ansehen können! Sie waren sonst eine so große Bewundererin der Bären und Pfauen von Taxus, womit in ihrer Jugend die fürstlichen Gärten geschränkt waren; was für ein Vergnügen würde es Ihnen nun nicht seyn zu sehen, durch was für erhabene Schönheiten diese altfränkischen Sachen verdrängt worden! Sie müssen aber bald kommen; denn wir werden noch vor dem Winter nach Schevelingen reisen, um den englischen Garten zu sehen, welchen der Graf von Bentink dort auf den Sanddünen angelegt hat. Alles was die Größe der Kunst dort aus dem elendesten Sande gemacht hat, das denkt mein Mann müsse auf einem guten Ackergrunde gewiß gerathen; und er bedauret nichts mehr als daß er die Sandhügel so mühsam anlegen muß, welche dort die See aufgespület hat. Von Schevelingen gehen wir dann vielleicht nach England, und so weiter nach China, um die große eiserne Brücke, den porcellainen Thurm von neun Stockwerken, und die berühmte Mauer in Augenschein zu nehmen, nach deren Muster mein Mann noch etwas hinten bey dem Stickbeerenbusche, wo Sie ihre Krausemünze stehen hatten, anzulegen gedenket. Wenn Sie aber kommen: so bringen Sie uns doch etwas weissen Kohl aus der Stadt mit; denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür. Ich bin in der ungeduldigsten Erwartung ec.

Anglomania Domen

Vorschlag zu einer Sammlung einheimischer Rechtsfälle

Die allgemeinen Verordnungen, Gesetze und Theorien, wenn sie auch in diesem fruchtbaren Jahrhundert zu noch so vielen Bänden anschwellen sollten, werden einem Staate das nie leisten, was ihm die römischen Rechte, und besonders die Pandekten leisten. Denn es geht in der Rechtskunst wie in der Arzneykunst, eine Sammlung richtiger Erfahrungen mit ihrer Behandlung und Entscheidung ist allemahl nützlicher und brauchbarer, als ein System, worin doch immer allgemeine Raisonnemens und Hypothesen den grösten Platz einnehmen, und Menschen nicht so richtig als Erfahrungen sprechen. Boerhave wird bleiben wenn Hofmann vergessen ist, und Mevius in allen Händen seyn, wenn Montesquieu nur noch als eine Seltenheit gezeiget werden wird. Die Pandekten sind das Resultat von Erfahrungen, welche den größten Männern, unter einem großen Volke in Zeit von fünfhundert Jahren vorgekommen, von ihnen beurtheilet und entschieden waren.

Meine Absicht ist hier nicht dem römischen Rechte eine Lobrede zu halten sondern nur den Wunsch zu rechtfertigen, daß wir unsere eignen Erfahrungen auf gleiche Art sammlen und nutzen, nicht aber so sehr dem Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen folgen mögten. Es ist über die Kräfte aller großen und kleinen Gesetzgeber sich alle möglichen Fälle so vorzustellen, wie sie die Erfahrung mit unendlich kleinen Veränderungen täglich darbietet, und man kann ziemlich wahrscheinlich schließen, daß wenn alle Fälle, so in hundert Jahren zur richterlichen Entscheidung gedeyen, gesammlet sind, nicht leicht ein neuer Fall vorkommen werde, der nicht nach der Analogie der vorigen entschieden werden könne. Wenn daher ein Gesetzgeber eine solche Sammlung veranlassete, und nach vorgegangener Prüfung bestätigte: so würde dieses ein bessers

und brauchbarers Rechtsbuch seyn, als eine dicke Sammlung von Verordnungen. Fast alle Länder sind uns hierin vorgegangen, nur in den westphälischen Provinzien, worin doch nach dem bekannten Vorwurf die mehrsten Processe geführet werden sollen, ist man noch zur Zeit hierauf in gehöriger Maaße nicht bedacht gewesen. Wie wäre es also, wenn auch wir einmahl anfiengen, die Entscheidungen einheimischer Rechtsfälle zu sammlen, und solche mit ihren Gründen nach den großen Mustern eines Fabers, Mevius, Strubens und Pufendorfs in einer bündigen und angenehmen Kürze zu liefern? <…>
Wenn eine solche Arbeit sich auch nur blos auf die Mark- und Eigenthumsrechte erstreckte; denn in bürgerlichen und städtischen Sachen fehlt es so sehr nicht; so würde dieses was jene beyden Artikel betrift, in wenigen Jahren ein ziemlich vollständiges Landrecht geben, und dem philosophischen Geiste der mit der Zeit alle Falten ausglättet und alles zum Vortheil erwählter Theorien einförmig macht, damit aber Freyheit und Eigenthum untergräbt, das mächtigste Ziel setzen.

An Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, 21. November 1773

Hochwürdiger Herr Vice-President, insonders hochzuehrender Herr Vetter!
Euer Hochwürden geneigter Beyfall hat mich zwar sehr erfreuet <...> Ich schreye nur bisweilen einmahl k i c k!, um an meinem verborgnen Orte nicht ganz vergessen zu werden, und Kläßgen wird dann von seinen Bekandten leicht entdeckt. (Ich bitte für diesen vaterländischen Einfall um eine kleine Nachsicht.) Sie aber, hochzuehrender Herr Vetter, arbeiten für Nationen und können auf den Beyfall der gegenwärtigen und künftgen Zeiten rechnen. <...>

Das Glück der Morgenstunden

Aurora warte doch! –
Mein Engel schlummert noch!
Du hilfst mir jetzt zwar ihren Reiz entdecken,
Doch nur mein Kuß darf sie erwecken,
Und schlafen laß sie noch!
Laß deinen Strahl vertraut erscheinen,
Beglücke diesen Kuß und dann noch einen –
Noch – noch – noch,
Aurora warte doch!

Aurora warte doch!
Mein Engel schlafe doch!
Laß meinem Blick sein heimliches Vergnügen!
Es ist ja kein Verlust bey späten Siegen,
Und wachen kannst du noch!
Was foderst du mit diesen Blicken?
Ein beiderseitiges Entzücken!
Noch – noch – noch,
Aurora warte doch!

Rezension

Die allgemeinen Lobsprüche, welche der Recensent einem Schriftsteller verschwendet, kosten heutigen Tages so wenig, daß man billig einem würdigen ehrlichen Manne damit gar kein Compliment mehr machen kan. Wir wollen also diese Bentheimische Geschichte nur so gleich vor uns nehmen, und von dem großen Fleiße, womit der berühmte Herr Verfasser <*d.i. Johann Heinrich Jung*> gesamlet, von der Sorgfalt, womit er jedes Stückchen geprüfet, und von der Zierde, womit er jede Reliquie eingefasset hat, nichts erwähnen, sondern dieses schätzbare Werk seinen Meister selbst loben lassen. <…>

An Friedrich Nicolai, 2. April 1774

Ich bin willens, einige kurze Aufsätze, welche seit einigen Jahren in den hiesigen und benachbarten Intelligenzblättern abgedruckt sind, insgesammt die politische Moral und die Polizey betreffen und mehrentheils ihren eignen komischen Ton haben, unter dem Titel von »P a t r i o t i s c h e n P h a n t a s i e e n« sammeln und abdrucken zu lassen, und halte mich verpflichtet, solche Ihnen vor andern zum Verlag anzubieten. –

Johann seyd doch so gut!

Johann! Nun wo bleibt der Kerl? So fort lauft mir zu dem verfluchten Schuster, und sagt ihm, wo er mir die Stiefeln nicht in Zeit von zwey Stunden ins Haus lieferte: so sollte er fünfzig Stockprügel haben; und du eben so viel, wenn du nicht läufst was du kannst ....
Ja, Herr Hauptmann, sagte Johann, und gieng ohne eine Nerve mehr als gewöhnlich, anzustrengen. Allein indem er noch so gieng, rief der Hauptmann: J o h a n n ! bringt mir doch etwas Tobak mit. Recht gern, versetzte dieser, und gieng etwas eilfertiger zu seinem Hute. In dem Augenblick da er aus dem Hause gehen wollte, kam ihm der Herr nach und sagte mit einem sehr freundschaftlichen Tone: Johann ihr könntet mir wohl einen rechten Gefallen thun, wenn ihr zu meiner Frauen (diese war auf einem nahgelegenen Landgute) hinaus liefet, und ihr sagtet, daß ich diesen Mittag einige gute Freunde mitbringen würde; ihr müsset aber, wie ihr wisset, in der Stunde wiederum hier seyn.
Wer lief freudiger als Johann? In weniger als einer Stunde waren alle Aufträge verrichtet, ohnerachtet das Landgut bey nahe eine Stunde von der Stadt lag; und der Hauptmann sahe mit Verwunderung seinen Diener noch eher, als er ihn erwartet hatte, zurück kommen, ihn seinen Bericht mit

Freuden abstatten, nach einer kleinen Lobeserhebung von seinem Herrn, verschiedene Bedürfnisse, welche die Frau Hauptmannin verlangt hatte, wiederum heraustragen, den Mittag unverdrossen aufwarten, den Nachmittag seine Geschäfte thun, und in der Nacht zu Fuße neben seines Herrn Pferde nach der Stadt traben; anstatt dass er sonst gerade nur dasjenige that, was er thun muste, so oft ihm sein Herr ohne Vorrede: J o h a n n t h u e d a s, sagte.
Der Oberste welcher mit von der Gesellschaft gewesen war und die Unverdrossenheit des jungen Menschen bewunderte, bat den Hauptmann inständig, ihm diesen Bedienten überzulassen; lange hätte er gewünscht einen solchen Kerl zu haben, alles Gesinde was er hätte, wäre träge und faul, und man müßte den Leuten alles was sie thun sollten, ins Maul stopfen, ohnerachtet er doch meinte, daß sie es besser bey ihm hätten als sonst irgendwo in der ganzen Stadt, und daß er ihnen den Lohn noch kürzlich verbessert hätte .....
Von Herzen gern, sagte der Hauptmann, allein der Herr Oberst müssen mir einen von den ihrigen wieder überlassen, weil ich so gleich keinen andern habe ....
Gut, der Wechsel wurde vollzogen; Johann kam bey dem Herrn Obersten, und Peter, ein stockischer Maulaffe, bey dem Hauptmann. Kaum waren acht Tage vorüber: so führte der Oberste seine vorige Klage, und Johann, dem er doch seinen Lohn verbessert hatte, war nicht besser als die übrigen. Peter hingegen wollte sich für den Hauptmann, der ob er gleich bisweilen mit Stockprügeln drohete, allemahl zu rechter Zeit ein gutes Wort gab, zu Tode laufen.
Ich weiß nicht wie Sie es in aller Welt anfangen, sagte der Oberste zu ihm, daß ihre Leute ihnen so gut dienen; ich gebe den Meinigen einen bessern Lohn, sie haben mehrere Freyheit und weniger Arbeit als bey ihnen, sie erhalten überdem so viel Spielgelder, und doch ....
O erwiederte der Hauptmann, daran liegt es alles nicht. Der Mensch ist ein wunderliches Thier; sein Körper steht unter unser Fuchtel aber seine Seele nicht. Wir können

diese zwar auch nach unserm Gefallen regieren; aber dann wird sie immer enger und kleiner, und man kann einem nicht befehlen Witz und Verstand zu haben. Dieses sind Eigenschaften, welche wir in andern auf mancherley Art erwecken, nähren und unterhalten müssen. Wenn ich zu meinem Koch sage, schaffe mit eine Pastete: so schafft er mir eine, dergleichen ich ihm alle Jahr eine mit allen Ungewittern in die Küche schicke. Sage ich aber: Mein guter Koch macht mir doch einmahl eine Pastete, so wie sie die Frau Oberstin gern ißt, und so daß wir beyde Ehre davon haben: so können Sie glauben, der König hat sie nicht besser. Meiner Frau geht es mit ihrem Cammermägden eben so. Ist die Hexe übler Humeur: so sitzt meiner Frauen das Zeug ordentlich und steif, aber nicht ein bisgen gefällig; Sie sieht aus wie eine Schuldigkeit in puris naturalibus. Meine Frau die dieses weiß, versäumet es daher nie, ihr, so oft sie ein wenig glänzen will, schon früh Morgens ein gutes Gesicht zu machen, sie ihre liebe Lisette zu nennen, und ihr alles Bittweise zu befehlen. Und dann lacht gewiß aus jeder Schleiffe die sie ihr anlegt eine Grazie. Dieses hindert aber nicht, daß sie nicht bisweilen, wenn meine Frau im Nachtzeuge bleiben will, das dumme Thier zum Henker schickt, und ihr so gleich das Haus zu räumen befiehlt, wenn sie es nicht besser verdient. Nein; dieses muß auch seyn, man muß zu rechter Zeit das Böse mit dem Guten abwechseln lassen, wenn jedes die gehörige Empfindung erregen soll.

Ey zum Henker versetzte der Oberste, wer kann mit den Menschen solche Capriolen machen? Ich befehle meinen Leuten trocken und gut was sie thun sollen, bezahle sie richtig, gebe ihnen was sich gebühret, auch noch wohl zu Zeiten ein mehrers, und mehr kann ich nicht thun; ich habe andre Sachen zu bedenken als mich mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben, und …….

Aber Herr Oberst! wie macht es unser König? Dem einen schreibt er: Mein Herr General, dem andern, mein lieber Herr General, dem dritten, mein lieber Freund, dem einen

versichert er beym Schlusse seiner Gnade, den andern umarmt er, den dritten umarmt er von ganzen Herzen; bisweilen befiehlt er trocken, bisweilen gnädig, bisweilen gar freundschaftlich und zärtlich. Alles dieses thut er, um seinen Generalen neuen Eyfer, schärfere Einsichten, muthigere Unternehmungen u. gleichsam eine besondre Seele einzuflößen. Jeder ist schuldig ihm zu dienen, jeder hat seinen Sold richtig auch noch wohl eine gute Verbesserung. Allein um Verstand, Zutrauen und Liebe im höchsten Grade zu erwecken, um alle Kräfte in Bewegung zu bringen, macht er es wie eine schlaue Kokette, die ihres Liebhabers Beutel rein ausfegen will. Die hitzigen Liebhaber opfern Gut und Blut auf, und so will die Welt so will mein Koch regieret sein ….
Der Oberste schüttelte den Kopf; Johann gieng seinen steifen Gang und that seine Pflicht; Peter ließ seinen Hut nach der neuesten Mode fassen, und that was er immer konnte. Dabey aber aß der Hauptmann allezeit gute Pasteten, und die Frau Hauptmannin war ganz allerliebst gekleidet.

Der alte Onkel

Da liege so lange bis ich dich wieder aufsetze, sagte Sidney zu seiner Brille, und warf sie unmuthig vor sich auf den Tisch, da sie seinen verdunkelten Augen nicht mehr die Dienste leisten wollte, die er vielleicht mit Unrecht von ihr forderte. In dem Augenblick trat sein Bedienter herein und meldete ihm eine Dame, deren Name nicht viel zur Sache thut, wenn sie auch Gertrud* geheißen hätte. Ich wollte daß das Ungewitter alle Quälerinnen zum Henker führte, sagt ihr ich sey nicht zu Hause, war die Antwort womit er den Bedienten fortschickte. Gelassen nahm der darauf seine Brille wieder auf und machte das Urtheil fertig, worum die Dame bitten wollte, und woran er vorher gearbeitet hatte.

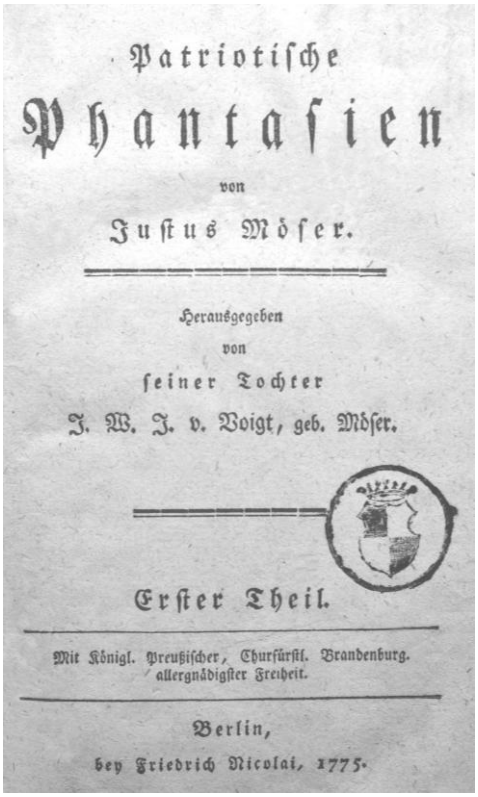
Kaum hatte er sich in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, um eine Arbeit zu überdenken, die ihm sein Fürst aufgetragen hatte: so kam ein Hoflakay und forderte ihn nach Hofe. Der Fürst denkt doch, ein ehrlicher Kerl habe nichts zu thun als hin und her zu laufen, murmelte er vor sich hin, und eilte mit einem solchen Eyfer seinem Herrn aufzuwarten, daß er seine Brille darüber in Stücken warf. Der Fürst sprach ihn über die Sache, welche er bereits überdacht und wozu er den Plan schon völlig angelegt hatte: er konnte aber weiter nicht aus ihm bringen als: Ihro Durchlaucht müssen Gedult haben. Bey seiner Zurückkunft begegnete ihm ein alter unglücklicher Mann, den er vorher in bessern Umständen gekannt hatte, und der sich ihm furchtsam näherte. Mit einem wohlthätigen Eyfer gab er ihm in der Geschwindigkeit alles Geld was er bey sich hatte, und das nicht unbeträchtlich war, begleitete es aber mit dem rauhen Segen: Nun geht in Gottes Namen. Zu Hause fand er jetzt seine Brille auf der Erde, schalt auf die ewigen Zeitverderber, und vollendete die Arbeit seines Fürsten, obgleich die Brille vor dem einen Auge geborsten war. Es ward indessen Abend, und seine liebenswürdige Nichte glaubte den Augenblick zu finden ihn wegen ihrer Heyrath, worin er schon längst gewilliget hatte, zu sprechen. Wie sie in sein Zimmer trat, erzählte er ihr die Geschichte von seiner Brille, und das mit einem solchen Eyfer, daß das arme Mädgen das Herz nicht hatte ihres Anliegens zu gedenken. Als sie endlich traurig weggehen wollte, rief er ihr nach: A propos! Cousine, eure Hochzeit wird bald seyn, hier habt ihr was ich euch vorerst mitzugeben gedenke, aber nun laßt mich mit allen Anstalten ungeschoren. Macht alles so gut wie ihr könnt und wollt, ich will es bezahlen, aber nun nichts mehr davon hören. Versteht ihr mich? Die arme Hexe gieng furchtsam weg, sahe daß ihr der gute Onkle zehntausend Thaler zum Brautschatze geschenkt hatte, und durfte es doch nicht wagen ihm dafür zu danken. Beym Abendessen faßte sie

seine Hand und benetzte solche mit einer dankbaren Thräne. Zum Unglück für sie war er eben in ein wichtiges Project vertieft; er fuhr also auf, und wie er ihre Rührung sahe, sagte er ihr weiter nichts als: Mach ich es denn immer Unrecht? In der Eilfertigkeit womit sie sich zurück zog, wurf sie ein Glas Wein um, da vor ihr auf dem Tische stand. Hier forschte er mit der größten Sorgfalt nach, ob sie sich auch erschrocken, oder Schaden gethan hätte, beruhigte sie mit den freundschaftlichsten Worten, und erzählte ihr um sie zu trösten, wie es ihm heute eben so mit der Brille ergangen wäre ….. der alte gute Onkle.

*Der Cammergerichts-Assessor von Ludolf bemerkt es irgendwo in seinen Observationibus daß alle Damen, so am Cammergericht Processe gehabt, diesen Namen geführt.

An Friedrich Nicolai, 24. August 1774

Hiebey erfolgt, was ich zum ersten Theil der »Patriotischen Phantasieen« bestimmt habe. Meine Tochter hat es ausgesucht und mit einer Vorrede begleitet. Ich habe es lediglich auf sie ankommen lassen, dasjenige auszumustern, was zu lokal war oder zu sehr in die hiesige Verfassung einschlug. Da mir die Sachen oft zu mannichfaltig werden, so unterscheide ich zuweilen nicht fein genug und überlasse Ew. die Vollmacht, wegzustreichen, was Ihnen nicht ansteht. Eigensinnig und ruhmsüchtig bin ich nicht.
Da ich nur immer so à baton rompu arbeiten kann, so geht die Fortsetzung meiner Geschichte etwas langsam. <…>
Also noch ein bißchen Zeit und Geduld, – und vielleicht sterben wir unterdessen. <…>


Patriotiſche

Phantaſien

von

Juſtus Möſer.

Herausgegeben

von

ſeiner Tochter

J. W. J. v. Voigt, geb. Möſer.

Erſter Theil.

Mit Königl. Preußiſcher, Churfürſtl. Brandenburg. allergnädigſter Freiheit.

Berlin,

bey Friedrich Nicolai, 1775.

Der erste Teil von Mösers Patriotischen Phantasien *erschien im November 1774. Johann Gottfried Herder hatte schon 1772 in der* Allgemeinen deutschen Bibliothek *angeregt:* »Es wäre vortreflich, wenn etwa ein Freund des Hrn. Mösers in Osnabrück, der die schon vergriffne Jahresfolge dieser Blätter in Hand hätte, die wichtigsten <*Beiträge im Osnabrücker Intelligenzblatt*> insonderheit, von diesem Verf., dem Einzigen in vielem Betracht in seiner Art, sammlete und weiter bekannt machte.«

Jenny von Voigts: Vorrede der Herausgeberinn

Gegenwärtige Stücke, welchen ich den Namen patriotische Phantasien beygelegt habe, sind mehrentheils schon in den Beylagen zu den Oßnabr. Intelligenz-Blättern von dem Jahren 1768. und 1769. abgedruckt gewesen; einige wenige waren vorher in andern öffentlichen Blättern erschienen. Wie ich meinem Vater entdeckte, daß ich solche sammlen, und was ich von dem Verleger dafür erhielte, auf eine patriotische Art verwenden wollte, antwortete er mir:
»Du kannst es versuchen, ich besorge aber, daß dasjenige, was auf einem Provinzial-Theater erträglich geschienen, auf der großen Bühne Deutschlandes nicht gefallen werde. Vieles ist zu local und bezieht sich auf einheimische Verbesserungen, die zum Theil gemacht, zum Theil mißlungen sind. Unsre Landes-Leute sind einzig und allein für die politische Moral, und oft habe ich wider meine Gewohnheit deklamiren, oder bekannte Wahrheiten mit einer wichtigen Mine vortragen müssen, um mir die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer zu erwerben. Daher wird vieles auswärts einen Erdgeschmack haben, oder zudringlich scheinen, und weil für dergleichen wöchentliche Blätter auf dem Glockenschlag gearbeitet werden muß, vieles von der Hand geschlagen oder doch nicht so gerathen seyn, wie es die große Welt billig fordert. Dieses kannst du zu meiner Entschuldigung sagen, und alle übrige Complimente unterwegens lassen.«
Nun mein lieber Vater! das soll auch geschehen: indessen hoffe ich doch nicht zu sündigen, wenn ich alle und jede so dieses lesen werden, inständig ersuche, das Werk statt meiner zu loben, und mir zu meiner guten Absicht recht viele Käufer zu verschaffen. Sie sollen dann auch noch einen zweyten oder dritten Theil haben, wenn ihnen damit gedienet ist.
Oßnabrück, den 20. April 1774

Johann Wolfgang Goethe an Jenny von Voigts, 28. Dezember 1774

Madame!
Man ergötzt sich wohl, wenn man auf einem Spaziergang ein Echo antrifft; es unterhält uns, wir rufen, es antwortet. Sollte denn das Publikum härter, unteilnehmender als ein Fels seyn? Schändlich ists, daß die garstigen Rezensenten aus ihren Hölen im Nahmen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat.
Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Danck für die Patriotische Phantasien Ihres Vaters, die durch Sie erst mir u. hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trag sie mit mir herum; wenn wo ich sie aufschlage, wird mirs ganz wohl, und hunderterley Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele. <…>

Jenny von Voigts: Vorrede der Herausgeberinn

Ich liefere hiemit den andern Band der p a t r i o t i s c h e n P h a n t a s i e n, abermals nicht ohne Furcht in der Auswahl derselben auch solche Stücke mitgenommen zu haben, welche sich zu genau auf das Land beziehen, für welches sie eigentlich allein geschrieben worden: die Absicht meines Vaters war – doch ich kann diese nicht besser als mit den Worten ausdrücken, womit er sich in den Beyträgen zu den Oßnabrückischen Intelligenzblättern selbst erkläret hat –
»Gleich anfangs, wie ich die Feder einigemal in diesen Beyträgen ansetzte, gieng meine Absicht dahin, durch den Canal derselben die Landtagshandlungen und andre öffentliche Staatssachen dem Publicum mitzutheilen; und meinen Landesleuten aus dem Ton, womit der Herr zu seinen Ständen spricht, und diese ihm antworten; aus den Gründen warum jenes bewilliget und dieses verworfen

wird; aus der Sorgfalt, womit auch die kleinsten Sachen im Staate behandelt werden; aus der Art und Weise wie man mit den gemeinen Auflagen verfährt, und überhaupt aus jeder Wendung der Landesregierung und Verfassung, die vollständigste Kenntniß; und aus dieser eine wahre Liebe für ihren Herrn, und diejenigen, so ihm rathen und dienen; ein sicheres Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit und Redlichkeit; und einen edlen Muth beyzubringen. Jeder Landmann sollte sich hierinn fühlen, sich heben und mit dem Gefühl seiner eignen Würde auch einen hohen Grad von Patriotismus bekommen; jeder Hofgesessener sollte glauben, die öffentlichen Anstalten würden auch seinem Urtheil vorgelegt; der Staat gäbe auch ihm Rechenschaft von seinen Unternehmungen; und zu den Auopferungen, die er von ihm fordere, würde auch seine Ueberzeugung erfordert; die Gesetze und ihr Geist sollten lebhaft in seine Seele dringen; er sollte die Gränzlinie, wo sich sein Eigenthum von dem Obereigenthum des Staats scheidet, mit dem Finger nachweisen können; er sollte sein Auge auch bis zum Throne erheben, und mit einem fertigen Blick die Blendungen durchschauen können, welche ein despotischer Rathgeber zum Nachtheil seiner und der Deutschen Freyheit, oft nur mit mäßigen Kräften wagt; ihre Kinder sollten mit den zehn Geboten auch die Gebote ihres Landes lernen, und in allen Fällen, wo sie einst als Männer gestrafet werden könnten, auch ein Urtheil weisen können; es schien mir nicht genug, daß ein Land mit Macht und Ordnung beherrschet wird, sondern es sollte dieser große Zweck auch mit der möglichsten Zufriedenheit aller derjenigen, um derentwillen Macht und Ordnung eingeführt sind, erreichet werden; der wichtigste und furchtbarste Staat, der sich auf Kosten der allgemeinen Zufriedenheit erhalten müßte, war mir dasjenige nicht, was er nach der göttlichen und natürlichen Ordnung seyn sollte ……«

und diese Absicht, wenn er sie gleich nicht völlig erfüllen mögen, hat ihn doch immer zu sehr zu Localverbesserungen, die für das Allgemeine minder unerheblich sind, hingerissen, mich aber in die Nothwendigkeit gesetzt, einige davon mitzunehmen, nachdem ich einmal eine zweyte Sammlung versprochen hatte, und dieses Versprechen aus vielen für mich nicht unwichtigen Ursachen gern erfüllen wollte.

Indessen schmeichle ich mir doch, daß immer noch einige Leser seyn werden, die dergleichen besondere Naturalien mit in ihre Sammlung zu haben wünschen. Zum Vergnügen derjenigen, welche eine gefällige Kleinigkeit einer ernsthaften Betrachtung vorziehen, habe ich gleichwol auch verschiedenes mit eingemischt, was ich nach meinem Geschmack ihres Beyfalls werth geschätzet habe. Ist einiges darunter, was weiter nichts als das Verdienst eines neuen Liedgens hat, was man des Abends, wenn man aus der Operette kommt, noch einmal singt: so hat doch auch dieses seinen Werth vor das Vergnügen dieses Abends, und meine Leser sind nicht verbunden, sich mehr als einmal daran zu ergötzen.

Ein Westfälisches Minnelied

Die Mode dient einem Krämer oft eine alte Waare an den Mann zu bringen. Mit dieser kleinen Entschuldigung sey es mir erlaubt ein altes Westfälisches M i n n e l i e d, welches ich unlängst auf dem pergamentenen Umschlage eines alten Registers entdeckt habe, dem Publicum mitzutheilen. Denn daß jetzt die Mode der Minnelieder die Bardengesänge in Deutschland verdrungen habe, wird jedem bekannt seyn, ob es gleich nicht so bekannt seyn mag, daß unsre neuen Minnesänger eben nicht die Zeit erwählet haben, wo ihnen die Sitte der Nation, das hohe Gefühl der Liebe und der Rittergeist die Vortheile verschaffen wird, welche diese

vereinten Umstände den alten Minnesingern zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts darboten.
Die Handschrift, woraus ich dieses Lied mittheile, ist aus dem dreyzehnten Jahrhundert, und das Blatt worauf es steht, hat zu einer Sammlung von Minneliedern gehört, welche von der M a n e s s i s c h e n, die sich in der Königl. Französischen Bibliothek Nro. 7266 befindet, und bisher für die einzige in der Welt gehalten worden, ganz unterschieden ist. Ein Kenner wird gleich fühlen, daß es aus dem ächten Zeitalter der deutschen Poesie sey, und vermuthlich ist es das einzige alte Lied das wir von einem Westfälischen Minnedichter noch übrig haben. Es verräth sich durch gewisse Eigenheiten ebenso wie Heinrich von Veldig, den man an dem Verse

La mich wesen dyn und bis du myn
für einen Niedersachsen erkennet.
Twivel nicht du Leveste myn.
Laz allen Twifel ane syn.
Hert Synen unde Mod ist allen dyn.
Des schaltu wal gheloven my.
<...>

Verschiedene Würkung der Theorie und Erfahrung

In den Sprichwörtern sind verschiedene gute Regeln und Gesetze vorhanden. Diese haben sich von den ältesten Zeiten her erhalten, und werden noch täglich wahr befunden. Warum? weil sie Resultate von Erfahrungen sind. Andre Verordnungen und Gesetze hingegen werden oft wenig befolgt und kommen auch aller Strafen ungeachtet, nicht zur Uebung. Warum? weil sie Resultate von Theorien sind, und nicht von praktischen sondern speculativischen Köpfen angegeben werden.

Rezension

<…> Wenn man alles gelesen hat: so denkt man bei sich: die Freiheit sei eine Maitresse, die mehr zu unterhalten koste, als eine ehrliche Frau, und doch einen rechtschaffenen Man bisweilen ins Hospital bringt; und was ist die Freiheit aller großen und kleinen Reichsstände, wenn Millionen von Unterthanen dadurch nicht glüklicher sind?

Ueber die Feyerstunde der Handwerker

Ich habe noch kein Jahr erlebt, worin alle Menschen so fleißig gewesen sind, wie in dem vorigen. Meine Umstände erforderten es, daß ich ein neu Haus bauen muste, und ob ich gleich eben so sehr eilig nicht war: so beeiferte sich doch ein jeder, mir auch in den Feyerstunden seine Kräfte zu schenken. Maurer, Zimmerleute, Tischler, und so gar die Taglöhner opferten mir die Stunden, welche sonst zu ihrer Ruhe gewidmet waren, auf, und erwarteten, wie billig, meinen Beyfall durch eine verhältnismäßige Vergütung.
Anfänglich glaubte ich viel dabey zu gewinnen, aber am Ende merkte ich doch, daß es auf eine Geldschneiderey hinaus lief, und daß ein jeder, der rechtschaffen arbeitete, auch seine Erholungsstunden nöthig hätte. Was sollt ich indessen thun? Mich mit den Arbeitsleuten, und besonders mit den Gesellen zu überwerfen, das war nicht rathsam, sie konnten mir auf andre Art schaden. Ich ließ mich also geruhig betriegen, um nicht noch ärger betrogen zu werden. In der That aber sollte die Obrigkeit hier ein Einsehen thun, und überhaupt das Arbeiten der Gesellen in den Feyerstunden verbieten, weil es sowohl ein Betrug für den Meister als den Bauherrn ist. Vor wenigen Jahren wuste man noch nichts von dieser Mode des Betrugs; aber seitdem ist sie täglich allgemeiner worden.

Cato Censor.

Sollte man nicht jedem Städtgen seine besondre politische Verfassung geben?

Den schädlichen Einfluß unser einförmigen philosophischen Theorien auf die heutige Gesetzgebung, haben wir zu einer andern Zeit gesehen. Ihnen und der Bequemlichkeit der Herrn beym Generaldepartement haben wir es allein zu danken, daß wir so viele allgemeine Verordnungen haben, die entweder gar nicht, oder doch nur so in Bausch und Bogen befolget werden. Daß sie aber auch das ganze menschliche Geschlecht immer einförmiger machen, ihm seine wahre Stärke rauben, und in den Werken der Natur wie in den Werken der Kunst, manches Genie ersticken, solches ist, so wahr es auch ist, noch von wenigen beherziget worden; und doch hätten diejenigen, welche den Menschen in seine erste Wildheit zurückwünschen, um ihn in seiner Originalstärke zu sehen, mehr als eine Gelegenheit gehabt dieses zu bemerken.

Der Mensch ist zur Gesellschaft bestimmt, und es fruchtet wenig ihn in seinem einzelnen Zustande zu betrachten. Der rohe Einsiedler mag mit der Keule in der Hand und mit einer Löwenhaut bedeckt, noch so stark glücklich und groß seyn: so bleibet er doch immer nur ein armseliges Geschöpf, in Vergleichung der großen Gesellschaften, die sich überall wider ihn verbunden haben, und ewig wider ihn verbinden werden. Das Recht nach seiner eignen Theorie zu leben dienet ihm also zu nichts. Allein ob es nicht eine grössere Mannigfaltigkeit in den menschlichen Tugenden, und eine stärkere Entwickelung der menschlichen Seelenkräfte würken würde, wenn jede große oder kleine bürgerliche Gesellschaft mehr ihre eigne Gesetzgeberin wäre, und sich minder nach einem allgemeinen Plan formirte, das ist eine Frage, die noch immer eine Untersuchung verdient.

Wenn wir auf den großen Ruhm der vielen kleinen griechischen Republiken zurückgehen, und nach der Ursache forschen, warum so manches kleines Städtgen, was

in der heutigen Welt nicht einmal genannt werden würde, ein so großes Aufsehen gemacht: so ist es diese, daß jedes sich seine eigne religieuse und politische Verfassung erschaffen und mit Hülfe derselben seine Kräfte zu einer ausserordentlichen Größe gebracht haben. Man sieht, daß sie in ihren Plan alles was ihnen die Natur gegeben, auf das schärfste genutzt, und aus jeder Menschensehne ein Ankerseil gemacht haben. Dieses thaten sie ehe sie philosophische Theorien hatten, und blos von ihren Bedürfnissen geleitet, nach der Richtung arbeiteten, welche zu ihrem Ziele führte. Der Eifer womit jedes Volk in der Neuigkeit seinen eigenen Erfindungen fröhnet, erhielt die ersten Stifter in ihrer patriotischen Schwärmerey, eine dazu eingerichtete Erziehung pflanzte solche auf die Nachkommenschaft fort, und jede Tugend erhielt ihren Werth nach dem Maasse des Nutzens, welchen sie den gemeinen Wesen schafte. Die Größe aller andern so berühmten Nationen scheinet die Folge einer ähnlichen Art zu handeln gewesen zu sein, ehe allgemeine Religionen, Sittenlehren und Systeme, diese eigenen Falten jeder besondern Völkerschaft ausgeglichen, und die Art der Menschen zu denken und zu handeln einförmiger gemacht haben. So wie die allgemeine Menschenliebe fast alle Bürgerliebe und die große Nationalehre, die besondre Ehre jedes Städtgens verschlungen hat; eben so scheinen die allgemeinen Natur- und Völkerrechte die starken Bande, welche aus jenen besondern Verfassungen entsprungen, verdrungen zu haben; daher sie auch weniger würken, und einen, wenn man sie anwenden will, nicht selten verlassen. Ohne viel Mühe geriethen die Griechen auf den Schluß, daß man die jungen Menschen, wie die jungen Thiere abrichten müsse, und die A b r i c h t u n g ihrer Kinder war ihre erste Sorge. Die gemeinen Bedürfnisse bestimmten die Art derselben, und alle ihre Kinder würden wie die Hämpflinge ein Lied gepfiffen, oder wie die Hunde den Ball geholt haben, wenn das gemeine Wohl dieses erfordert hätte. Aber sie wollten und bildeten Krieger, tapfer und

dauerhafte Seelen wie Harrisons Uhren, womit man die Welt umfahren kann, ohne daß sie einen Augenblick fehlen; und Bürger, die ihr Vaterland über alles liebten.
Nach unsrer jetzigen Verfassung brauchen wir dergleichen Kriegerseelen nicht, so nöthig es auch seyn mögte, daß die mindermächtigen Völker die Zucht ihrer Jugend verstärkten, und ein neues Geschlecht bildeten, das man nicht durch Tractaten zu Sclaven machen könnte. Wir wollen jetzt lauter geschickte, arbeitsame und mäßige Leute, die viel gewinnen und wenig verzehren müssen. Diese suchen wir zu erzielen, und auch dahin könnte sich die Abrichtung erstrecken, wenn jedes Städtgen seine Policey darnach anlegte, und solche auf seinen eignen Zweck richtete.
In allen unsern jetzigen Verfassungen liegt der Fehler, daß ein Nachbar sich um die Aufführung des andern nicht weiter bekümmert, als es die Neugierde erfordert. Was geht es mich an? was geht es dich an? heißt es, wenn einer den andern auf liederlichen Wegen antrift. Man fürchtet nur den Fiscus, und was dieser nicht sieht, das wird auch nicht gerügt. Keiner will Anbringer seyn, und die Strafen werden als ein Zoll betrachtet, den man öffentlich verfahren kann, ohne von seinen Nachbaren verrathen zu werden. Mit einer solchen Denkungsart, werden wir nie arbeitsame, fleißige und mäßige Bürger ziehen.
Ich erinnere mich einer kleinen Colonie in Pensylvanien, die sich vom Spinnen und Weben ernährte. Alle ihre Kinder giengen mit blossen Köpfen und Füßen, mit einem kurzen Ueberzuge gekleidet. Im siebenden Jahre erhielten sie eine bessere Art von Kleidung, wenn sie bey einer angestelleten öffentlichen Prüfung die ihnen vorgeschriebene Stücken Garn spinnen konnten. Diejenigen so dieses nicht konnten, durften ihren Ueberzug nicht ablegen, und musten ihn so lange tragen, bis sie diese Geschicklichkeit erlangt hatten. Wer zugleich in diesem Jahre fertig lesen konnte, wurde zu gewissen für die Jugend eingesetzten Spielen zugelassen. Das Recht Strümpfe zu tragen erwarb

man sich, so bald man solche selbst knütten konnte, und zur Heyrath wurden keine gelassen, als diejenigen, so den Preis im Weben davon getragen hatten. Im ganzen Städtgen wurde auf einen Glockenschlag und nur einerley schlechte Kost gegessen. Diese war auf jeden Tag vorgeschrieben; eben so auch die Kleidung. Der Krämer durfte nichts anders feil haben und verkaufen, als was zu geniessen oder zu tragen erlaubt war, und die Aufsicht hierauf war sehr scharf.

Um aber so viele Strenge zu versüssen, muste jeden Sonnabend auf den Glockenschlag zwölf alle Arbeit aufhören, und nun versammlete man sich zu einem öffentlichen Feste. Hier ward Wein, und Coffee und Braten nach gefallen genossen; doch hatte man wenige Beyspiele, daß jemand dieser Erlaubnis, unter den Augen des Publicums mißbraucht hätte. Die Jugend hatte ihre Tänze und Spiele und die Alten auch, oder genossen ihre vorigen Zeiten in dem frohen Anblick ihrer gesunden und raschen Kinder. Die ganze Woche freuete sich ein jeder auf diesen Tag, und aß seinen schwarzen Rockenbrey mit Vergnügen, weil er schon den Sonnabendsbraten im Kopfe hatte. Die Versuchung heimlich Coffee zu trinken, verführte die Weiber nicht, weil sie ihr Gelüsten alle Woche einmal völlig stillen konnten; und wo sie es dennoch thaten; oder wo der Mann zu Hause etwas verbotenes genossen hatte, da hieß es am Sonnabend: D e r o d e r d i e i s t k r a n k. Denn den Kranken war nichts vorgeschrieben; nur durften diejenigen, so an einem Tage in der Woche, sich des Privilegiums der Kranken bedienet hatten, am Sonnabend nicht gesund seyn, und bey den Lustbarkeiten erscheinen.

In allen Verbrechen dieser Art hatte ein jeder auf das heiligste gelobt, des andern Anbringer zu seyn. Der Mann konnte seine Frau mit lachenden Munde angeben, und sagen: sie wäre krank, so ein Freund den andern, und das ohne Beweis, so lange er nicht kam und ihn forderte. Insgemein schämte sich aber der Kranke und blieb traurig

zu Hause. Wer aber ein ganzes Jahr krank war, wurde für unheilbar erklärt, und als ein Aussätziger gemieden. Bey höhern Verbrechen aber, als z. E. wenn jemand ein Stück* Garn verkauft hatte, wurde mehrere Form beachtet, und der überwiesene Thäter vor dem Versammlungshause mit einem Stücke Garn um den Hals eine Stunde lang zur schimpflichen Schau gestellt.

Diese Art zu denken und zu handlen war mit Hülfe der Erziehung zu einer solchen Stärke gediehen, daß sie ihre völlige Wirkung that, und es ist unglaublich, wie sehr die zugelassene öffentliche Lustbarkeit die heimliche Schwelgerey verhinderte, und das Strenge milderte, was in der täglichen schlechten Kost und der regelmäßigen Kleidung herrschte. Die Einwohner genossen unendlich mehrere Freuden, als diejenigen, die sich solche durch täglichen Genuß unschmackhaft machen, und die Linnenweber Lieder klangen heller als alle unsre Opernarien.

Dergleichen kleine Einrichtungen lassen sich im Großen gar nicht machen. Sie sind blos das glückliche Spiel kleiner Städte oder Kotterien; und so sollte eine Landesobrigkeit diesen Geist zu erwecken, und durch dienliche Begünstigungen oder Belohnungen zu befördern suchen. Vielleicht hätten wir denn auch unsre Solonen und Lycurgen. Wir sehen täglich was für große Dinge Innungen, Gesellschaften, Bruderschaften und dergleichen Verbindungen schaffen können. Was kann uns also abhalten die Menschen mit diesem Faden zu ihrem Besten zu leiten? Wie angenehm würde es nicht für Reisende seyn, auf jeder Station gleichsam eine besondere Art von Menschen zu sehen? und in jedem Hafen ein neues Otaheite zu finden? wie viele Philosophen würden nicht reisen, um das mannigfaltige Kunstwerk, den Menschen, zu sehen?

* In der hiesigen Bauerschaft Rieste haben die Eingesessene sich ebenfalls vereiniget, daß keiner ein Stück Garn verkaufen will, um zu verhindern, daß liederliche Wirthe, Weiber und

Gesinde nicht einzelne Stücke zum Krämer verschleifen und Branntwein, Coffee oder Zucker dafür haben holen können.

An Friedrich Nicolai, Anfang Juni 1777

Ihre beiden letztern Briefe habe ich unbeantwortet gelassen, weil ich es mit guten Freunden so genau nicht nehme und zu Ihnen das Vertrauen hege, daß ich Sie auch wohl in der Nachtmütze, die Sie mir in effigie aufsetzen wollen, empfangen dürfte. <..>
Einen dritten Band meiner »Phantasieen« kann ich nicht weiter versprechen. Was ich jetzt mache, gefällt mir nicht, und es ist besser, ich höre auf zu schreiben, ehe andre aufhören zu lesen.
Westphälische Volkslieder habe ich einige gesammelt, aber noch nicht die Zeit gehabt, die Melodieen zu notiren; und ich wußte auch nicht, ob Sie bey Ihrem Vorsatze beharreten. Sie sollen aber erfolgen, wenn Sie es verlangen.
Die Idee des neuen Almanachs <*d.i. F. Nicolai (Hrsg.): Eyn feyner kleyner Almanach …*> war vortreflich. Ich ärgere mich immer über die Kritiker, die bloß nach der Scheibe schießen, da sie, um ihre Accuratesse zu bezeugen, zugleich einen Hasen erhaschen könnten. In diesem Stücke sind Sie ein dreyfacher Meister.
Vale qui valere dignus es!
Geschrieben auf der Hand vorm Kamin, nachts um 1 Uhr. Wers lesen kann, ist nicht blind!

An Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg, 17. Juni 1777

Hochwürdiger, Hochgebohrner Freyherr, Gnädiger Herr!
Die Schul- und Medicinalordnung sind beyde Denkmähler vor die Zeiten, worin Euer Hochwürden Gnaden sich die

Ehre und das Wohl unsers so weit zurückgebliebenen Westfalens zum Haubtgegenstande erwählet haben; und ich getraue mir zu behaubten, daß wir in diesen beyden Theilen dem übrigen Deutschland so weit vorgekommen sind, als wir vorher zurückgeblieben waren. <...>
Die Medicinalordnung soll, wie ich hoffe, auch in hiesiges Stifft eingeführt werden; wenigstens wird darüber sowohl Sr. K<*öniglichen*> M<*a*>j. <*Georg III.*> als den Landständen der Vorschlag geschehen; und dem Regierungs-Secretario ist bereits aufgegeben, davon vorsorglich eine hinlängliche Anzahl zu bestellen. <...>

An Friedrich Nicolai, 9. Juli 1777

<…> Den Rest der »Phantasieen« sollen Sie nebst dem revidirten zweyten Theile auf Michaelis haben. Eine bessere Ordnung nach den Materien wäre freilich gut; aber wer soll sie machen? Und verführt es nicht noch manchen, ein ernsthaftes Stück mit anzusehen, wenn es so zwischen den lustigen steht? Unsere katholischen Priester lesen die halbe Messe vor und die halbe nach der Predigt, damit der Christ, der eine ganze Messe hören muß, die Predigt auch mit hören müsse. Denken Sie selbst, ein ganzer Theil von lauter politischen Räsonnemens, die nicht aufhören und zuweilen nur Einen Gedanken wiederholen! <...>
Die Volkslieder kommen hiebey; sie gefallen mir aber auf dem Papier so nicht, als wenn Meister Seuberlich sie selbst singt. Nun! was nicht gefällt, kann wegbleiben.
<...> – Ich stehe bey der hiesigen Regierung, die mit zweyen fremden Geheimen Räthen aus Sachsen und Hessen besetzt ist, mutterseele allein, habe also alle Resolutiones anzugeben und zu entwerfen, die sich monatlich über 50 belaufen, und das nimmt mir einen Haufen Zeit weg; ohne was ich in meinen andern Departemens thun muß. Doch ist es ein Glück für mich, daß ich mich meinen Favoritarbeiten nicht

überlassen kann. Bey jenen behalte ich Hunger und Durst; aber bey diesen würde ich mich in weniger Zeit um meine Gesundheit schreiben. So spricht wenigstens meine Frau, und sie hat zuweilen recht. <...>

An Johanna Catharina Friderici, August 1777

Liebste Cousine!
Es geht mir in der That recht ans Herz, daß ich Ihnen, liebste Cousine, einige Unruhe verursachet habe. Aber sind Sie nicht einmahl vor alle versichert, daß ich Ihnen von Herzen gut bin; und können Sie bey dieser Versicherung sich auch nur einen Augenblick vorstellen, daß mein Scherz mit einem hämischen Zuge gezeichnet sey? <...> Mit verständigen Freunden und Freundinnen erlaube ich mir vieles, weil ich mir schmeichle, mein Herz sey so offen für sie, daß gar kein Mißverstand aus meinen Worten und Handlungen entstehen könne; und da ich Sie, meine liebste Cousine, unter meine vernünftigsten und liebsten Freundinnen zähle, darf ich mich denn mit Ihnen nicht auch eine unschuldige Freyheit nehmen und mein Herz für mich bürgen lassen?
Sehen Sie, meine Beste, bald werde ich auch empfindlich werden, wenn ich es nicht als ein Uebermaß Ihrer Zärtlichkeit gegen mich ansähe, daß Sie durch einen falschen Schein betrübet worden. Aber dieses erkenne ich vollkommen, und so sollen auch diese meine Vorwürfe nicht weiter gemeint seyn, als sie zu meiner Rechtfertigung nöthig sind. Sie können dabey versichert seyn, daß ich Ihren Entschluß in Ansehung des H. Buchs völlig billige und es Ihnen sehr verdacht haben würde, ihm ohne Neigung die Hand zu geben. Diese läßt sich nicht zwingen, und es ist mir genug, daß Sie mit ihm nicht sympathisirten, um auch Ihnen völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. War nicht der Fall mit Gustgen und H. Lodman

eben so? Ist darum nicht die jüngere Schwester mit diesem glücklich? und wird es nicht die älteste auch mit jenem seyn? Dieses sind Zufälle, welche die Vorsehung leitet, und wenn Sie nun einst denjenigen finden, der mit Ihnen sympathisirt, so werden wir weiter philosophiren und uns freuen, daß Gott alles zum besten gemacht habe. Leben Sie wohl, meine Beste, mais sans rancune, und seyn Sie versichert, daß ich Sie von ganzem ofnen Herzen ohne allen Hinterhalt liebe. Meine besten Empfehlungen an den Herrn Papa und an Gustgen.<...>

Ueber die verfeinerten Begriffe

Mein Müller spielte mir gestern einen recht artigen Streich, indem er zu mir ins Zimmer kam und sagte: es müssen vier Stück metallene N ü s s e in die P o l l e r und P o l l e r s t ü c k e gegen die K r u k e gemacht werden, auch haben alle S c h e i b e n, B ü c h s e n, B o l t e n und S p l i n t e n eine Verbesserung nöthig, der eine eiserne P f a l h a k e mit der H i n t e r f e d e r ist nicht mehr zu gebrauchen und das K r e y t a u – So spreche er doch deutsch mein Freund! ich höre wohl daß von seiner Windmühle die Rede ist, aber ich bin kein Mühlenbaumeister, der die tausend Kleinigkeiten, so zu einer Mühle gehören, mit Namen kennet. Hier fieng der Schalk an zu lachen und sagte mit einer recht witzigen Geberde: machte es doch unser Herr Pfarrer am Sonntage eben so, er redete in lauter Kunstwörtern, wobey uns armen Leuten Hören und Sehen vergieng; ich dächte er thäte besser, wenn er wie ich seiner Gemeine gutes Mehl lieferte und die Kunstwörter für die Bauverständigen sparte.
Wie, mein Freund! fieng der Pfarrer lächelnd an, der, ohne daß ihn der Müller gesehen hatte, im Fenster stand, – aber dieser machte sich geschwind aus dem Staube – und so ging die Rede unter uns beyden an, worin der Pfarrer, welcher ein sehr vernünftiger Mann war, dem Müller würklich

Recht gab, ob er gleich dafür hielt, daß er selbst gegen die von demselben vorgegebene Regel nicht gefehlt, und seiner Gemeine etwas vorgetragen hätte, was ihren Begriffen nicht angemessen gewesen wäre. Wie aber ein Wort so das andre holte: so kamen wir endlich auf die jetzt allgemein herrschende Verfeinerung der Begriffe, und auf die Frage: ob solche nicht in ihrer Art ein eben solches Uebel als die wailand beliebte Empfindsamkeit werden würde? Und Sie wollten es nicht billigen, wenn unsre Philosophen in das innerste der Natur dringen, jeden Begriff bis in seine Quelle verfolgen, hier die würkenden Kräfte aufsuchen, solche mit Namen bezeichnen und das Unsichtbare der Natur gleichsam zum Anschauen bringen? Sie wollten es nicht gut finden, daß unsre Physiognomisten in unendlichen bisher unbemerkten Zügen die Abdrücke unsers Characters finden, und damit unser Erkenntniß bereichern, daß unsre Psychologisten alle Töne und Kräfte der Seele unterscheiden, und den Maaßstab ans Unendliche legen, und daß endlich unsre Sittenlehrer die unzähligen Wendungen des menschlichen Herzens in Klassen ordnen, und die chaotische Masse der dunkeln Begriffe zu lauter deutlichen erheben?

Das kann ich freylich wohl nicht mißbilligen, war meine Antwort, so lange solches für Bauverständige und nicht für solche geschieht, die nun endlich das Mehl erwarten, ohne sich um die Nüsse, Poller und Splinten zu bekümmern. Aber mich dünkt, die wenigsten unter den Schriftstellern, welche jetzt für das Publicum schreiben, beweisen diese Mäßigung. Auch die besten unter ihnen schreiben nicht mehr vor das gemeine Auge, ihre Worte sind nach ihrer zu scharfen Einsicht gestimmt, ihre Begriffe sind zu tief aus der Sache geschöpft, sie beziehen sich auf Verhältnisse, die nur den Baumeistern bekannt sind, und es kömmt wir oft so vor, als wenn sie durch ein Vergrösserungsglas arbeiteten, und die Dinge in einem ganz andern Lichte, in einem so ausserordentlichen Verhältnisse sähen,

worin sie sonst niemand erblickt. Man kann doch, wenn man sich unterrichten, erbauen und vergnügen will, nicht immer auch sein Vergrößerungsglas vor sich haben, oder wenn man krank ist, den feinen Zergliederer dem nützlichen Arzte vorziehen. Die natürliche Folge jenes Verfahrens ist, daß sie auch ihre Empfindungen erhöhen, und da jauchzen oder heulen, wo ein andrer ehrlicher Mann, der das nicht siehet was sie sehen, ganz gleichgültig bleibt. Ja ich kenne ihrer viele, die durch die neuentdeckten Aehnlichkeiten und Verhältnisse in dem Unendlichen der Natur in eine für den gemeinen Leser ganz unbegreifliche Schwärmerey versetzet werden. Die Wissenschaft sollte meiner Meinung nach für den Meister, und die Frucht derselben für das allgemeine Beste seyn. Mir ist das Resultat einer großen Geistesarbeit, und zum Beispiel der Gedanke, das Einweyhungsfest der neuen Catholischen Kirche in Berlin, mit dem Gesange: Wir glauben alle an einen Gott ec. anzufangen, lieber, und lehrreicher, auch in seiner Stelle schöner und besser, als die feinste Zergliederung einer menschlichen Tugend.

Wenn aber, fiel hier der Pfarrer ein, die feinsten Wahrheiten populär gemacht werden können! O sagte ich, wo das geschehn kann, da höret mein Wiederspruch auf; aber es ist gegen die Natur der Sache unendlich kleinen Theilgen, und unendlich feinen Unterscheiden, Größe und Farbe zu geben, daß sie ein jeder sehen und empfinden kann. Ausser dem engen Kreise der Wissenschaften verwirret man nur damit den gesunden Menschenverstand. Die ganze Behandlung einer Sache, und die zu deren Vortrag gewidmete Sprache wird dadurch entweder zu scharf bestimmt oder zu mannigfaltig, um sie zu seinen ordentlichen Bedürfnissen zu gebrauchen. Es geht derselben wie unsern fünf Sinnen, wenn sie schärfer empfinden, als es für unsre Gesundheit und Bequemlichkeit gut ist. Das ganze Reich des Unendlichen, was vor unsre Sinne versteckt liegt, ist überdem das Feld der Speculation und Systeme. Jeder legt hier sein

eignes an, bestimmt darnach seine Worte, oder erfindet für seine Hypothese besondre Zeichen, und wann die gemeine Menschensprache damit überladen wird: so entsteht daraus eben wie aus einer Menge zu vielerley Münzen, Beschwerden und Verwirrung; man unterscheidet, wo man nicht unterscheiden sollte, u. wird spitzfindig, anstatt brauchbar zu werden; oder ein Mensch versteht den andern nicht mehr; und unsrer jetzigen Sprache wird es wie der ehmaligen scholastischen ergehn, die durch ihre Feinheit verunglückt ist, oder sie wird der gothischen Schnitzeley ähnlich werden, welche den Mangel der Größe ersetzen sollte. Sehe ich nun weiter auf die Menge derjenigen die in Raphaels Manier arbeiten, ohne Raphaels Geist zu haben – O! der Müller soll recht haben, schloß mein Freund; das K r e y t a u soll für die Kunstverständigen bleiben; wir wollen uns an sein Mehl halten.

An Friedrich Nicolai, 24. Januar 1778

<...> Von der Recension <*der* Patriotische*n* Phantasien> in der A.D.B. sage ich nichts, weil sie zu viel Gutes von mir sagt, und der Herr Recensent <*d.i. Johann Erich Biester*> hat mir in dem einzigen Stück wahre Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich eine gute Erinnerung mit Dank annehme. Diese bewegt mich aber doch, eine Erinnerung an das Publikum zu machen, welche ich hiebey schließe und welche zur Vorrede vor dem dritten Theil dienen kann. Ich mögte nicht gern in dem Verdacht seyn, daß ich das pro und contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich dazu genöthigt, und ich würde gewiß dem L e i b e i g e n t h u m einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherrn bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten

Anstalten zu schaden. Und Gott sey Dank, ich habe mir mit meinem Vortrage nie einen Feind gemacht und manches durchgesetzt, was andern unmöglich schien. Sehr viele Stücke in den »Phantasieen« könnte ich mit den darauf erlassenen Landesordnungen belegen oder durch die darnach gemachten Einrichtungen erläutern; aber dieses würde zu weitläuftig geworden seyn. Eine sehr kitzliche Sache war es immer für mich, wenn ich entweder den Präsidenten meines Kollegiums oder den Herrn Landmarschall, deren Rollen der L o k a l l e s e r kannte, öffentlich zur Schau stellte und über Sachen, worüber ich in den Kollegien vortrug, meine Meynung ins Publicum schrieb. Hiezu gehört eine eigene Behutsamkeit, und hieran hat der Herr Recensent nicht gedacht. Zur Stelle wußte man meine wahre Meynung recht gut; und diejenigen, die ich zum besten hatte, lachten mit mir, ohne böse zu werden, weil sie wußten, daß ich es gut meynte. <...>

Erinnerung des Verfassers

Die Leser dieser Phantasien müssen sich allezeit erinnern, daß sie aus wöchentlichen Blättern erwachsen sind, welche in einem kleinen Lande, worinn man den Verfasser derselben leicht erriethe, zu Beförderung verschiedener politischer Verbesserungen bekannt gemacht wurden. Hier erforderte manches, was man nicht blos vorschlagen, sondern auch ausführen wollte, eine besondere Schonung der Personen und eine eigne Behandlung der Sachen. Oft nahm ich denjenigen, die sich in ihre eigne Gründe verliebt hatten, und sich blos diesen zu Gefallen einer neuen Einrichtung widersetzten, die Worte aus dem Munde, und trug ihre Meinung noch besser vor, als sie solche selbst vorgetragen haben würden; diese beruhigten sich dann entweder mit der ihnen erzeigten Aufmerksamkeit, oder verlohren etwas von der Liebe zu ihren Meinungen, deren

Eigenthum ihnen auf diese Weise zweifelhaft gemacht wurde. Oft durfte ich auch die Gründe für eine Sache nicht gerade zu heraus sagen, um nicht da als Advokat zu erscheinen, wo ich als Richter mit mehrerm Vortheil sprechen konnte, und bisweilen muste ich mich stellen, als wenn ich das Gegentheil von demjenigen glaubte, was ich würklich für wahr hielt, um gewisse dreiste Gründe, die in einer andern Stellung mir und meiner guten Absicht höchst nachtheilig gewesen seyn würden, nur erst als Zweifel ins Publicum zu bringen. Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frey gesaget zu haben, wenig gedienet, wenn ich nichts damit gewonnen hatte; und da mir die Liebe und das Vertrauen meiner Mitbürger eben so wichtig waren, als das Recht und die Wahrheit: so habe ich, um jene nicht zu verlieren und dieser nichts zu vergeben, manche Wendung nehmen müssen, die mir, wenn ich für ein grosses Publicum geschrieben hätte, vielleicht zu klein geschienen haben würde.

Der wahre Kenner wird sich durch diese Blendungen nicht irre machen lassen; und diejenigen, welche die Originale kennen, die hie und da in den Phantasien gespielet sind, werden z. E. die Klagen eines Edelmanns im Stifte Osnabrück <...>, welche man auswärts als ernstlich gemeinet, aufgenommen hat, für nichts weiter als eine Ironie halten. Das sonderbarste aber ist, daß man mich daheim als den größten Feind des Leibeigenthums, und auswärts als den eifrigsten Vertheidiger desselben angesehen hat. So sehr diese Verschiedenheit der Urtheile von meiner Behutsamkeit zeuget: so gern würde ich derselben zuvor gekommen seyn, wenn es die Oekonomie jener Einschränkungen erlaubt hätte. Die entfernten Leser einer Predigt urtheilen ganz anders, als die Zuhörer derselben. Wo diese lauter bekannte Personen zu sehen glauben, finden jene nur allgemeine Menschen; und in dem Reiche der Gelehrsamkeit kann der Pfarrer weit freyer reden, als in seinem kleinen Sprengel. Ich erinnere dieses so wohl um das Urtheil zu

berichtigen, das auswärts von diesen Phantasien gefället ist, als auch um andre geschickten Männer, welche nach dem jetzigen allgemeinen Wunsche das politische Detail im kleinen Staate behandeln sollen, zu warnen, sich durch die Forderungen des grossen Publicums nicht verleiten zu lassen, es mit ihrem kleinen zu verderben. Dies ist immer meine erste Sorge, und die glückliche Frucht davon, mein angenehmster Lohn gewesen.
Oßnabrück, den 30 Februar 1778

An Michael Ignaz Schmidt, 11. April 1778

<...> Indessen liebe ich die Geschichte immer als das beste Mittel, grosse und nützliche Wahrheiten auszubreiten; und habe allezeit gefunden, daß die Wahrheiten, womit diese zu thun hat, die Menschen, welche durch Logiken und Casuistiken verwirret sind, wiederum auf den rechten Weg bringe. Und wenn je eine Geschichte zu diesem grossen Zwecke angelegt ist, so ist es die von Euer Wohlgebohrn <*d.i. M.I. Schmidt: Geschichte der Teutschen. T. 1-2. Ulm 1778*>. Sie ist dabey so mächtig und ruhig geschrieben, daß ich hoffe, Euer Wohlgebohrn werden unangefochten durchkommen. Die Mode, welche den Geschmack an den Religionsstreitigkeiten verbannet hat und, wenn die grossen Herrn nur aus dem Spiel blieben, auch die Publicisten schon duldsamer gemacht haben würde, wird ja endlich auch wohl einmahl die unfruchtbaren historischen Streitigkeiten treffen, worin man sich nur mit Bruchstücken herumschlug und mehr den Ruhm eines Fechters als eines nützlichen Bürgers suchte. Offt habe ich den Leuten, die den Fels, worauf der H. Petrus seine Kirche erbauet hat, so gern weg disputiren mögten, gesagt, sie mögten ihn doch liegen lassen, weil er auf der jetzigen Stelle besser als zu Wien, Paris und Berlin läge; und ich bin auch nicht mit denen eins, die den Pabst zu sehr herunter setzen,

ohnerachtet er für die Mindermächtigen dasjenige seyn muß, was der Kayser für die Landstände ist. Ich finde es fehlerhafft, daß wir Protestanten so gar abgeschnitten und ohne Rückenhalt sind. Aber der alte Controversgeist brütet noch immer in manchen Herzen, und wir verlieren Freyheit und Eigenthum, einer elenden Rechthaberey in Dingen zu gefallen, die keinen politischen Nutzen haben. Indessen erweckt die Vorsicht doch nach und nach Dalberge, Fürstenberge und andre, welche die Gefahr einsehen, worin uns ein gegenseitiges Mißtrauen stürzt; und es ist die Pflicht des Geschichtsschreibers, die grosse Periode allmählich vorzubereiten. Nichts weniger als dieses erwarte ich von Euer Wohlgebohrn <...>.

Eyn Nidersechsysches Lyed

Nun laet uns singen dat Abendlyd,
Dann wj mötet gahn :,:
Dat Kenneken myt dem Wyne
Dat loaten wj stahn :,:

Dat Kennken myt dem Wyne,
Dat moet getrunken syen :,:
Also moet al dat Abendlyd
Gesungen syen. :,:

Wol underm Tannenbawme,
Alda yck lag :,:
Ynn meyn feyns Lybckens Armen,
Dje lyebe lange Nacht. :,:

<…>

Eyn Westphelysches Lyebeslyd

Lyse, leve lütke Deern,
Du myn trute Mäcken;
Na dy frjit ik haarten geern,
As' yck en beetgen äte
Von dem stuten Botter-Broed,
Myn heartleve true Bloet,
Leve lütke Deeren,
Na dy frjit yck geeren.

O wie pocket my myn Haart,
My ynn mynem Lyewe,
Von verwognem grooten Schmaart,
Eer'ck dy hebbe tom Wyewe,
Hedde dy oack so lydend gern,
Lyse leve lütke Deern,
Boald ynn mynen Armen,
Damper dy to warmen.

Doch yck byn nych all to ryck,
Hebbe nych veel tom Besten,
As' een lütken Fissen dyeck,*
Un twe Hoener Nesten,
Eene lütke bonte Koe,
Un twe brune noch datoe,
Achte lütke Farcken,
Un twehundert Marcken.

Man yck ben een fyxen Knecht
Magst du my wol loewen,
Eerlyck, from, getrue, un recht,
'ck wyll dy nycks vor aewen,
Ey so nimm to'een Unterpfand,
Dyßen bloen Hosenband,
Den yck dienetwegen,
Hebbe so lange tregen.

*D.i. Fischteich.

An Auguste Regine Juliane Buch, 13. Dez. 1778

Liebste Cousine!
Hilf Gott mit Gnaden! Es ist ja so manches Dingerle von zärtlichem Gefieder in's Kindbette gekommen, daß man eben nicht fürchten darf, die Einzige unter Tausenden zu sein, die dabei ihre schöne Taille verliert. Kinderkriegen ist ja kein Halsab; und wer A sagt, muss auch B sagen. Wozu denn alle die Angst, Mißmuth und traurige Vorstellung, womit wir uns die guten Stunden verderben und die bösen noch trauriger machen! Wissen Sie wohl, meine liebste Cousine, daß man vor Angst etwas thun kann, was man sonst wohl bleiben lassen würde? Und daß, um ein Held zu bleiben, man auch bisweilen eine heroische Miene machen muß? Gelt, da sitzen Sie nun an dem langen Winterabende und schaudern bei dem Urheber alles Übels ineinander und machen ihn so Angst, daß er Sie nothwendig wieder Angst machen muß. Mich däucht, er thut schon ein Gelübde über das andere. Aber wanne! wanne! Wenn ich dabei wäre, wie würde ich die melancholischen Schwärmer auseinander jagen! Ein Herz gefaßt, den rechten Fuß vorgesetzt, steif in's Gesicht gesehn und nun dem winselichten Herzen Trotz geboten, daß Sie danieder wimmern will! Bei meiner Treu! Ihr seid mir ein artiges Völkchen, das nicht eher wieder lachen wird, als bis die Hebamme ruft: da ist der Junge! Ist das aber billig, liebe Kinder? Und hat die Erwartung nicht auch Freuden, die man mit Dank genießen muß? – Aber mit Ernst von der Sache gesprochen! Wenn ich spaziren reite, so stelle ich mir vor, aus jedem Nebenwege springe ein Hund hervor, ziehe den Zügel an und setze mich in Positur. Dann erschrecken wir, mein Pferd und ich, niemals, und es geht alles gut. Aber sitze ich in Gedanken oder gebe nicht auf mich acht – schnups setzt der Gaul auf die Seite, und pums! da flöge ich hin, wenn ich mich nicht noch an der Mähne hielte. Dieses sei Ihnen, liebes Kind, zur Lehre geschrieben. Ich will damit so viel sagen: Man muß sich

immer gefaßt halten; und was nicht unerwartet kommt, das schadet nur halb.
Ihr Zimmerchen, worin der Junge die vier Wände zuerst beschreien soll, ist fertig und bereit zu Ihrer Aufnahme. Es ist dasjenige, worin ich bisher geschlafen habe, und ich bin nun unten einquartirt. Dieses liebe Zimmerchen ist ruhig und bequem; und wenn es so glücklich ist, Ihnen Freude und Muth zu geben, so treten Sie Ihre Reise in Gottes Namen an.
Meine besten Empfehlungen an den lieben Mann; und wenn er sagt, daß das allerbeste Weib des Mannes ärgste Plage sei, so lassen Sie dieses so lange gut sein, bis die Zeit der unruhigen Erwartung vorüber ist. Hiemit Gott befohlen.
Wir sind alle wohl, zu Blankenburg auch. Ein gut Exempel zur Nachfolge! <…>

Rede eines Beckers über die Backproben

Der Becker müßte sein Handwerk schlecht verstehen, der euch Schriftgelehrten nicht allemahl die Probe so machen könnte, daß er Recht behielte. Verstehet er die Kunst aus vierzig Pfund Roggen nur dreißig Pfund Mehl und aus zwey Pfund Mehl nur zwey Pfund Brod zu liefern: so versteht er wahrlich auch die Kunst das Mehl so zu sieben, den Teig so zu kneten, und den Ofen so zu hitzen, daß ihr durch eure spanischen Brillen nichts sehen werdet, als was er euch sehen lassen will. Da wo ich zu Hause gehöre, und nur Weitzenbrod gegessen ward, lieferte der Becker zuerst von drey lb. Mehl vier lb. Brod, und als er sich hiedurch zu sehr beschwert glaubte, fünf lb. Brod von vier lb. Mehl; und ein gleiches denke ich müßte auch von Roggen geschehen können, besonders wo das Roggenbrod in Leiben von 2 lb. gebacken wird, weil das gröbste Mehl das mehrste Wasser zieht, und das grosse Brod im Ofen am

wenigsten ausdünstet. Jedoch ich will mich hiebey nicht aufhalten, sondern euch nur im Vertrauen fragen: wie ihr die Probe anstellen wollet?
Zuforderst wisset ihr noch gar nicht genau, wie viel lb. Mehl und Kleyen von einem Scheffel Roggen aus der Mühle kommen. Etwas nimmt der Müller zum Lohn, und das wird sich bestimmen und berechnen lassen. Etwas kostet die Mühlenfuhr, und etwas verfliegt; auch das läßt sich bestimmen. Aber nun <…>
Wenn ihr aber auch wißt, was an Mehl aus dem ersten und andern Siebe, oder aus der Beutelkiste kömmt, so tritt schon wieder eine andre Ungewißheit ein, indem das geruhete und getrocknete Mehl schon weit ergiebiger als das frische, so wie das eine Gewächs gedeylicher als das andre ist. Es tritt eine neue Ungewißheit beym Kneten ein, weil euch eure eigne Erfahrung überzeugen kann, daß der Becker immer fünf Pfund Brod mehr aus hundert lb. Mehl backen kann, als ihr daraus zu backen im Stande seyn werdet. Jeder hat hierinn seine eigne Kunst; hundert Pfund von eurem eignen Brode sind immer so nahrhaft als hundert fünfe vom Becker. Aber dieser versteht sich besser aufs Gewicht zu backen als ihr; und wenn er nun diese Wissenschaft bey der Probe nicht zeigt: so seyd ihr doch wieder hintergangen: das rechte Maaß des Wassers, was zum Teige gehört, kann nur ein erfahrner Becker wissen; und ein bisgen mehr oder weniger bey der Probe macht wieder einen wichtigen Unterschied. So dunstet auch grobes Mehl im Backen mehr aus als feines, und der Gest .... doch was hilft es daß ich euch Gelehrten alle meine Geheimnisse entdecke? Ihr prahlt nur damit und nützet sie doch nicht. Wer mir funfzig Dukaten giebt, dem will ich es entdecken wie alle Becker reich werden. Aber umsonst bin ich nichts weiter als
Dero gehorsamer Diener

Der Wirth muß vorauf
Briefe einer Landwirtin! Erster Brief

Sie wundern sich daß meine Leute noch keinen Coffee trinken und überhaupt so ordentlich sind? O! mein liebes Kind, ich kann was ich will, und der Henker sollte mir den Dienstboten holen, der mir ein einziges mahl über die Schnur hiebe. Ordnung im Haushalt ist keine Hexerey, und ich habe ein so sicheres Mittel meine Leute vom Coffee abzuhalten, dass ich alles in der Welt darauf wetten will, sie trinken ihn nicht. Das schnakigtste aber ist, daß ich dieses Mittel von meiner Viehmagd gelernt habe. Diese wollte, wie ich meinen Mann geheyrathet hatte, und wir unsre Pachtung antraten, nicht früh genug aufstehen, und wie ich sie darüber zur Rede stellete, gab sie mir zur Antwort: B y Us moet de Werth vorup. Dies schallete mir durch die Ohren, und auf einmahl erleuchtet fühlte ich die ganze Wahrheit, daß alles in der Haushaltung durch einen guten Vorgang gezwungen werden müsse, und daß es eine Thorheit sey, sich um acht Uhr aus dem Bette zum Coffee wecken zu lassen, und von dem Gesinde zu fordern, daß es um drey Uhr an der Arbeit seyn, und sich nicht auch eine verstohlne Freude machen sollte. Wie es des andern Morgens drey schlug, sagte ich daher zu meinem Mann: Der Wirth muß vorauf, und so wie er dieses einigemahl gethan hatte, war alles Gesinde so geschwind bey der Hand, daß ich seit der Zeit nicht nöthig gehabt habe, ein einziges mahl mit der Viehmagd über ihren langen Schlaf zu schmählen. Anfangs fiel es uns etwas hart, so früh die warmen Federn zu verlassen. Wie wir es aber erst eine Zeitlang gethan hatten, war es uns nicht möglich lange über die gewohnte Zeit darinn zu verweilen, und wenn ein Feyertag uns eine Stunde später aufforderte: so waren wir doch zu rechter Zeit munter und feyerten nicht in süßen Umarmungen. Jeder Feyertag war uns dann doppelt willkommen, und wir freueten uns oft seines Anbruchs.

Nun mein Schatz, weißt Du mein ganzes Geheimniß, und wenn du dasselbe wohl anwendest: so wirst du nicht nöthig haben dich über Unordnung im Haushalt zu beschweren. Andern zu befehlen und Vorschriften zu geben ist keine Kunst; man muß nur vorauf gehn, wenn man gefolgt seyn will, auf die Bresche wie auf die Drösche, und der Soldat lacht über den Hauptmann, der ihm hinterm Eichbaume befehlen will, als ein braver Kerl die Sturmleiter hinauf zu klettern. So handeln aber unsre mehrsten Haushalter; sie selbst wollen schlafen, Coffee trinken, und hinterm Ofen sitzen; das Gesinde aber soll sich quälen und schlecht behelfen. Das geht nicht, und wird in Ewigkeit nicht gehen, d e r W i r t h m u ß v o r a u f. Nächstens ein mehrers und damit Gott befohlen.

Ein Impromptü am Geburtstage

Sechzig Jahr gings Alter an.
Freunde, kommt mit mir zu ringen,
Kommt zu trinken, kommt zu singen,
Und versuchet, was ich kann.
Sechzig machen erst den Mann,
Und noch siebzig will ich küssen,
Wird mir Doris nicht entrissen,
Achtzig ists noch wohlgethan.
Kommen endlich neunzig an,
Oder machen hundert Greise:
O so gehts nach vorger Weise
Wiederum von Vorne an.

Eben weil es zu <*Ortsname*> wohlfeil leben ist, sind die Einwohner die trägsten im Stiffte.
Es praedominiren dort eigennützige Krämer, die keine einheimische industrie befördern.
Vordem ist eine wichtige Tuch-fabrique daselbst gewesen, welche von 810. Stück, die im Jahr 1660 daselbst gemacht wurden, im Jahr 1748 auf 13. Stück

> Man sehe die Geschichte davon in dem 24. Stück der Beylagen zum Intelligentz Blatte v. 1767

und jetzt auf 0 herunter gefallen ist. Das sonderbarste dabey ist, daß die davon übrigen familien das Wollgarnspinnen, wovon sich sonst viele ernähren könnten, exclusive praetendiren, und doch selbst wenig oder nichts verfertigen.
Die Länderey und Weiden, welche der Stadt gehören, würden das doppelte in der Schatzung aufbringen, wenn der ganze Ort zu Grunde gienge, und in Bauerhöfe verwandelt würde.
Die geringe Bürgerschafft erliegt unter dem Drucke eines Magistrats Collegii, was die gemeinen Einkünfte mit Behaubtung unnöthiger und unwichtiger praerogativen aufopfert.
Das ganze Rechnungs- und Oekonomie-Wesen der Stadt, verdiente eine scharfe Untersuchung.
Der gesperrete Handel mit Münster ist immer der scheinbare Vorwand der praedominirenden Krämer, welche den benachbarten Unterthanen so wohl einheimischen als fremden, allerhand entbehrlichen Staat für ungeheures Geld aufschwatzen.
Jetzt ist daselbst da (a) das stärkste Weinlager in ganz Westfalen (b) die stärkste Niederlage von allen Englischen Manufacturen c) der stärkste Wollen Handel im Lande d) die stärckste Brantweins-brennerey (d)<!> die beste Gelegenheit zum Kornhandel e) die nützligste Arbeit in der Goldschmiede, deren Meister bis 8 Gesellen hält etc.; und doch bleibt der geringe Einwohner arm.

Über Goethes »Götz von Berlichingen«

< ... > G ö t h e n s Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß uns eine Sammlung von Gemählden aus dem National-Leben unsrer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmahl der artigen Cammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und wie billig Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hülfe einer nun fast zum Eckel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drey Einheiten geben, und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöset hätte, wenn er aus dem einen Stücke drey gemacht und diejenigen Gemählde zusammen geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Parthien mahlen, und diese stehen zusammen wie die Gemählde vieler großer Landschaftsmahler, ohne daß die Gallerie, worinn sie sich befinden, gerade eine Epopee ist.

Daneben sollten diese Parthien wahre einheimische Volksstücke seyn, er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worinn die Nation noch Original war, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Canzler den jungen Canzler ohne fremde, gelehrte Hülfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Colorit vernachlässiget, oder wider das Costume gefehlt habe: so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht blos für den Hof gearbeitet, und keine Epopee, oder kein regulaires Ganze geliefert hat. Die Wahl seiner Parthien würde auch immer gut geblieben seyn, wenn es einige seiner Nachfolger, die alle sieben Theater von Neapel, welche für sieben unterschiedne Klassen der Nation eröffnet werden, in ein einziges zusammen ziehen und Hofleute und Lazzaroni mit einerley Kost vergnügen woll-

ten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber ist G ö t h e unschuldig, ob er gleich noch vieles gegen diejenigen zu sagen haben mögte, die aus einem übertriebenen Eckel gar nichts nacktes leiden, und die schönste Venus nicht anders als unter der Decke wissen wollen. <…>

Möser-Silhouette aus dem Nachlass von Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, um 1775

An Friedrich Nicolai, März/April 1782

Liebster Freund!
Wenn Sie noch eine Tag länger bey mir geblieben wären, würde es mir eine herzliche Freude gewesen seyn; aber fordern und bitten mogte ich nicht. Indessen danke ich Ihnen doch auch von Grund meiner Seelen für das Genossene mit der aufrichtigen Versicherung, daß ich solches wohl zu schätzen wisse. <...>
Sie wollen also auch eine Reisebeschreibung herausgeben? Nun, darin werden Sie nicht viel Gutes von uns zu sagen wissen. Wir liegen so hinter dem Berge, wohin die Sonne nicht überall scheinet, wo aber auch zur Zeit der Dürre nicht alles von ihr ausgesogen wird.
Oßnabrück, können Sie sagen, sieht von dem nahe davor gelegenen Schinkelberge ziemlich weitläufig aus, weil es in die Länge liegt, wird aber doch nicht höher als auf 1200 Häuser angegeben und jetzt eher weniger als mehr halten, weil auch hier die Städte, die unter alten Schulden und Fesseln seufzen, sich nicht erheben und dort nothwendig sinken müßen, wo, wie im Oßnabrückischen, der Handel und das Handwerk auf dem platten Lande völlig frey ist und überdem von dem Landesherrn noch besonders gegen die Stadt begünstiget wird, weil diese so wenig zu Reichs- und Kreissteuern als zur Landeskasse das mindeste beyträgt. Einer Orten ist sie gewis vergessen, weil eine solche Steuerfreyheit ohne Beyspiel ist; sie bringt ihr aber wenig Vortheil, da der Handel und das Handwerk auf dem Lande sich täglich vermehren und die Stadt darüber mit der Zeit zu Grunde gehen muß.
Von Bomte bis dahin fand ich eine neu angelegte Chaussee, die aber nun zum Theil unnütz werden wird, nachdem man hannoverischer Seits die fahrende Post, welche bisher über Hagenburg, Leese, Diepenau und Bohmte auf Osnabrück gegangen, über Nienburg, Diepholz und Lemförde zu legen in Begrif steht. Man freuet sich recht, wenn man

nach den langen wüsten Heyden um Diepenau in das Stifft kommt, wo eine beständige Abwechselung von Hügeln und Thälern das Auge schadlos hält. An dem Postwege hat man vor einigen Jahren ein adliches Gut mit Nahmen Kuhof für den jetzigen Herrn Bischof gekauft, welches nicht allein jetzt schon diesem Wege zur Zierde gereicht, sondern auch vermuthlich in der Folge zu Verschönerungen Gelegenheit geben wird.

Das Haubtgewerbe des Landes besteht aus Garn und Linnen, theils von Hanf und theils von Flachs. Ersters geht mehrentheils nach Elberfeld zur Bleiche und in die dortigen Fabriken oder in die Schweiz und nach Frankreich. Doch hat man auch seit einigen Jahren Bleichen im Oßnabrückischen angelegt und eine Art von bunten Linnen, die den französischen fast gleich kommen und stark nach Amerika gehen, verfertiget <...>.

Das Linnen oder, wie man es dort nennet, L ö w e n d (englisch lawn) ist eine Art grober und fester Leinwand, wozu das Garn vorher eine halbe Bleiche erhalten hat, und geht mehrentheils über England, Portugal, Spanien und Holland nach dem westlichen und südlichen Indien; wird auch zu Zelten und Unterfutter für die Soldaten gebraucht. Es ist gerade die brauchbarste Sorte unter allen und wird häufiger gesucht als das ganz feine, was im Oßnabrückischen zum Verkauf fast gar nicht gemacht wird. <...>

Ausserdem macht der Landmann noch eine besondere Art Zeuge, welche unter dem Nahmen von Wollaken bekannt und aus schwarzer Wolle und Linnen zusammengeschlagen werden. Diese dienen fürnehmlich zu Matrosenkitteln und überhaubt zu Ueberzügen für Leute, die viel mit Theer und Thran umgehn, weil man auf der schwarzen Wolle den Schmuz nicht sieht. <...> Es wird aber nur in dem einzigen Amte Fürstenau, und zwar blos in zween oder dreyen Kirchspielen desselben und zwar von den geringen Leuten gemacht, die des Sommers in Holland dienen oder auf holländischen Schiffen fahren.

Diese drey Artikel nebst dem magern Vieh und den Schweinen, welche stark nach Holland vertrieben werden, sind die vornehmsten, wo nicht die einzigsten Mittel, wodurch Geld ins Land gezogen wird. <...>

In der Haub<t>stadt ist fast gar keine Fabrik, sondern mehrenteils Krämerey, wenn man den Handel mit Linnen, was vom Lande kommt, und etwas Großhandel mit französischen Weinen, die von Bourdeau gezogen werden, und andern holländischen oder französischen Coloniewahren nicht mit rechnet. Doch ist eine ziemliche Toback-Fabrik dort, die unter der Firma von C.F.v. Gülich und Comp. geführet wird. Zum Rappen bedienen sie sich einer Wassermühle, und dabey arbeiten etwa 30 Menschen. Der Tabak geht stark nach Sachsen.

In der Landstadt Quakenbruck, wohin die französischen Weine von Bourdeaux durch die Emse kommen, hält ein Kaufmann nahmens Schröder ein Weinlager, wovon doch jährlich 1200 Oxhofte abgesetzt werden. Auch findet man daselbst gute Lager von allerhand englischen Wahren. Bey dieser Stadt wird jetzt ein Canal gegraben, der auf 26 000 Rtl. angeschlagen ist und sowohl zur Abwasserung als zu grosser Verbesserung der dortigen Weiden gereichen, vielleicht auch mit der Zeit zu einer einheimischen Schiffart dienen und durch die Hase in die Emse führen wird.

Diese und andre dergleichen nützliche Anstalten werden auf Landeskosten ausgeführt, und schwerlich ist ein Land, worin Herr und Stände so einig sind, wenn es auf die Beförderung des allgemeinen Besten ankommt. Man hat während der Minderjährigkeit alle von dem letzten Kriege herrührende Schulden, die sich, außer dem, was man den Unterthanen für Lieferungen schuldig war, an die 600 000 beliefen, ohne die allergeringste neue Auflage völlig bezahlt und von den alten noch gar erlassen. Ueberhaupt hört man hier nichts von Staats-, Religions- und andern Beschwerden; die Regierung, welche aus zween Geheimen Räthen, dem Herrn von Ende und d. H. von Ahrenswald, beyde

Sachsen, besteht, lebt mit den Ständen sowie der catholische Religionstheil mit den Lutheranern und der Adel mit den Bürgern, wie es scheinet, in guter Harmonie. Doch rühmt man den Adel überall wegen seiner wahren Politesse, die beyderseitigen geistlichen Obrigkeit<*en*> wegen ihrer billigen Denkungsart und vernünftigen Toleranz und Regierung und Stände wegen ihres beyderseitigen herzlichen Wunsches, die allgemeine Ruhe zu erhalten und mit gemeinschaftlichem Eyfer des Landes Aufnahme und Beste zu befördern. Und dieses alles bey der wachsamsten und eyfersüchtigsten Aufmerksamkeit aller Theile auf ihre Rechte, welche die hiesigen Stände unter den benachbarten wohl am besten erhalten haben mögen, indem in einem Lande, wo eine catholische und evangelische Regierung immerfort abwechseln und beyde Religionstheile gleiche Rechte haben, immer ein Theil gegen den andern Wache hält und die geringsten Ueberschritte bemerkt. Der Rath Möser, welcher, wie ich bald vergessen hätte zu schreiben, mit in der Regierung sitzt und den Vortrag in allen Staats- und Regierungs-Sachen hat, geniesset des Vertrauens aller Theile, und dieses mag nicht wenig zu jener glücklichen Uebereinstimmung beytragen. Er liebt, wie er sagt, ein intolerantes Volk und tolerante Führer, die dem Ochsen die Hörner nicht abschneiden, um sie so viel ruhiger treiben zu können.

Nehmen Sie nicht übel, daß ich hier etwas zu meinem eignen Lobe sage. Es geschieht blos aus der Besorgnis, daß Ihre Freundschafft etwas mehrers sagen mögte, als ich im öffentlichen Drucke sehen mögte; und ich habe obige politische Bemerkungen mit eingestreuet, um einigen hiesigen Lesern Ihrer künftigen Reisebeschreibung etwas Angenehmes zu sagen. <...>

Johann Wolfgang Goethe an Jenny von Voigts, 5. Mai 1782

Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit wieder so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl seyn sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie recht aufrichtig und ausführlich zu seyn und mir umständlich zu melden, was er drüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wißen, von welcher Seite er es ansieht. <...>

An Jenny von Voigts, 20. Juli 1782

Ich schicke Dir endlich Goethens Iphigenie hiermit zurük. Sie hat nun, wie mich dünkt, lange genug an meiner Seite gelegen, und da ich ins Bad reisen soll, mag sie eine freudigere Reise zu den ihrigen antreten. Aber wo wird sie diese finden? In der ganzen heutigen Welt ist, glaube ich, keine Seele, die ihr angehört und ihre Empfindung zu der ihrigen stimmen kann, so gefühlvoll auch alles ist und so leichtflüßig iedes Männer- und Weiberherz dahinschmelzet. Indessen hoffe ich, soll ihr der Aufenthalt bey mir nicht gereuen. Ich bin ihr wie der Tochter Agamemnons begegnet und habe, nachdem ich sie gegen ihre älteste Schwester beym Euripides gestellt, den obersten Platz gegeben. Gern hätte ich ihr noch etwas mehr eingeräumt, aber ich getraue mich nicht, meine Empfindung zur Richterin zu machen, und eben diese Furcht hält mich ab, ein Urtheil über das Ganze zu wagen. Es ist nach meiner Empfindung eine so genaue griechische Sitte, Tugend und Denkungsart drinne, daß ich mich erst einige Zeit wieder in dem alten Griechenlande aufhalten müßte, um den wahren Werth

davon zu fühlen und darnach zu urtheilen. Die Verbindung des Simpeln und Hohen, des Wahren und Großen, sowohl in den Thaten als in den Gedanken, die Herr Goethe so glüklich getroffen hat, habe ich beym Durchlesen mächtig gefühlet, aber ich vermag sie so wenig deutlich zu denken als auszudrüken. Es geht mir damit wie mit den griechischen Tugenden; diese sind das Resultat von Totaleindrüken. Was diese von den Helden fordern, es mag nun nach unsern schönen Regeln Recht oder Unrecht seyn, ist Tugend. <...>
Ich zweifle indeßen doch, daß die Iphigenie bey der Vorstellung unser deutsches Publikum rühren werde. Dieses ist zu sehr von ienen Zeiten entfernt und durch die französische Zärtlichkeit zu verwöhnt, um sich zu ihr hinaufempfinden zu können. Es scheint mir durchaus ein Stük für Kenner zu seyn, und wie wenig giebt es derer?
Meine Danksagung für Herrn Goethens gütiges Zutrauen wirst Du beßer besorgen, als ich es selbst thun kann, da ich heute bey der immerwährenden Hize und fortwährenden Schlaflosigkeit keinen Nerven mehr anstrengen darf. <...>

Jenny von Voigts an Luise von Anhalt-Dessau, 9. Dezember 1783

<…> Sie meine teure Erhabenste Fürstin befalen mir voriges Jahr Ihnen dasjenige zu schicken was mein vatter herausgäbe, allein er schreibt wenig mehr, und dasjenige was er noch im vorrath hat schickt er an Biestern in seinem Berliner Journal, ich möchte oft wünschen daß mein guter vatter weniger Geschäfte hatte, um sich mehr den Geistes Arbeiten überlassen zu können, sein Satz ist wenn er einem Bauern sein Elend erleichterte daß er dan zum algemeinen Nuzen mehr beytrüge, als durch Bände von Schriften. Wer kann dieser Warheit vorstellungen entgegen sezen. <…>

An Christian Garve, 11. Februar 1784

Wohlgebohrner Herr, Hochzuehrender Herr und Freund! <...> Gegen die Richtigkeit und Wahrheit Ihrer aufgestelleten Grundsätze wende ich nichts ein. Sie stehen edel und gros da, und der aufrichtige Bekenner derselben hat sich ihrer gewis nicht zu schämen. Aber, wie Sie sagen, der Uebergang von der Theorie zur Praxis – hier schreyt Amaryllis immer noch: O troppo dura legge o troppo dolce peccari, und wenn Liebe und Gelegenheit zusammen kommen, so hält das philosophische Spinngewebe den gesunden und feurigen Liebhaber keinen Augenblick auf. Ja, fast mögte ich sagen, daß je mehr einer mit Regeln und guten Lehren aufgefüttert worden, desto schlechter sey seine Vertheidigung, und unter den Gelehrten gebe es mehr Atheisten als unter der Menge, welcher sich Gott unmittelbar in seinen Werken offenbaret.

Im Grunde kömmt alles auf den Grad unser Empfängichkeit und die Macht des äussern Eindrucks an. Diesen müßen wir gehen lassen, und jenen können wir stärken und schwächen, vermehren und vermindern. Aber wodurch? Daß wir unser Vermögen zählen, wiegen und ordnen lernen? Hiedurch werden wir wahrlich um keinen Pfennig reicher. Es werden Resultate von Totaleindrücken erfordert, um Totaleindrücken zu wiederstehen. Dazu gelangen wir blos durch Handeln und Erwerben, nicht durch Zählen und Wiegen und am wenigsten durch das Rechnen in bekannten Zahlen, wie unsere Wörter sind, wenn wir der unendlichen Grösse des Totaleindrucks durch Regeln der Moral begegnen wollen. Der Seeheld, durch lauter Gefahren erzogen, ist ein ganz andrer Mann als derjenige, der von allen Gefahren philosophisch unterrichtet ist <...>.

Also mögte man nun auch die Sittenlehre auf den Nutzen gründen und den Menschen mit Y o r i c k lieber folgen, als Regeln, die niemand befolgt, schreiben? Nein, dieser

Meinung bin ich nicht. Ich wünsche die Regeln gerade so, wie Sie, vortreflicher Mann, solche uns vorgezogen haben; sie haben immer ihren grossen Einfluß auf die Empfänglichkeit und können unsren Fertigkeiten eine gute Richtung geben. Zudem müßen wir eine idealische Linie zur Verminderung und Berechnung der Abweichungen haben, wenn auch keiner in seiner Fahrt über den Ocean dieselbe genau befolgt <...>.

An Rudolf Zacharias Becker, 28. Januar 1786

Wohlgebohrner Herr, Hochgeehrtester Herr!
<...> Die Behaubtung derjenigen, welche sich der besondern Aufklärung des Landmanns entgegensetzen und worunter ich mit gehöre, ist nicht von allen Seiten dargestellet. Diese sagen: Diejenigen, welche wie ein General Ziethen oder ein Capitain Cook durch lauter Erfahrungen und Handlungen unterrichtet werden, greifen geschickter an und würken mächtiger als andre, die durch schrifftlichen oder mündlichen Unterricht gezogen sind; und der Landmann, wenn er nur auf der rechten Stelle steht, kann alles, was er in seiner Sphere gebraucht, auf jene Art lernen. Die Aufklärung durch Handanlegen oder in der Werkstätte der Natur wird daher noch selbst einer Realschule mit Rechte vorgezogen; und auf die Dauer gleicht die Sprache nur dem Gelde, wodurch keine neuen Wahren im Handel kommen, sondern nur die darin vorhandenen bezeichnet werden.
Euer Wohlgebohrn haben dieses selbst zugestanden, indem Sie Ihr »Noth- und Hülfsbüchlein« <*d.i. R.Z. Becker: Noth- und Hülfsbüchlein für den Landmann <...>. Leipzig 1785*> äusserst zweckmässig eingerichtet und solches auf Dinge eingeschränkt haben, die dem Landmanne nützlich sind, aber ihm in seiner Sphere nicht vorkommen. Dieses war auch der einzige wahre Gesichtspunkt, worin die Sache gestellet werden mußte, und das Geschichtgen von dem

Erhenkten, der an dem Baume zur Ader gelassen wurde, wird mehr würken als der mitberührte Unterricht in der Religion, der, so vortreflich und schön er auch ist, den Landmann doch nur auf die Gränze der Metaphysick bringt, wo die Zweifel ihren Anfang nehmen. <...> der Mann, der, von dem Anblick der wohltätigen Schöpfung überwältiget, auf sein Antlitz niederfällt und verstummet, drückt mehr Dank aus als ein andrer, der sein Glück dem Urheber der Natur in unvollkommenen endlichen Zahlen vorrechnen kann. Die Wissenschaft des letztern ist Luxus der Seele <...>.

Toleranz und Intoleranz

Ein Philosoph, als er unlängst die Ausschweifungen des englischen Pöbels las, sagte er vor sich: der Pöbel ist doch überall Ochs, er hat zwey Hörner, den Aberglauben und die Intoleranz. Nimmt man sie ihm: so kann man ihn weder fassen noch anspannen; und läßt man sie ihm: so richtet er oft Unglück an. Indessen glaube ich doch, daß es besser sey, sie ihm zu lassen als zu nehmen; nur muß man dafür sorgen, daß die Ochsentreiber ihre Hörner ablegen.
Seine Frau, welche dieses hörte, und nie schweigt, wenn von Hörnern die Rede ist, machte hiebey die Anmerkung: Nun weiß ich doch, warum den Männern Hörner zugeschrieben werden, uns Weibern aber nicht. Die Regenten müssen sie ablegen und tolerant seyn, aber die Unterthanen können die ihrigen ohne Nachtheil nicht missen.
Wenn die Aufklärung unsrer Zeiten es auch nur so weit bringt, daß die Regenten tolerant werden: so mag der Pöbel und was dazu gehört, immer stößig bleiben.

Verse auf den Tod seiner Frau am 31. Mai 1787

Sie starb, und mit ihr starb auch meines Lebens Freude;
Jedoch ein froher Tag vereinigt uns einst beide.

Das vermutlich am häufigsten reproduzierte Möser-Porträt: Schabkunstblatt von Johann Georg Huck nach 1788.

Testamentarische Verfügung, 13. April 1789

Mit meiner Beerdigung mag es eben so gehalten werden, wie mit meiner seligen Frauen.
Mein Grab in Marien-Kirche ist bereits bezahlt; und ist solches neben meiner lieben Frauen, womit ich im Tode wieder vereiniget zu werden wünsche, in der Hoffnung, daß wir dann ewig vereiniget bleiben werden.
Meine Grabschrift kann enthalten:
Patri – filia unica – cum marito suo posuit.

Über das Recht der Menschheit, als den Grund der neuen französischen Constitution

Nun, lieber R..., es mag ein Recht der Menschheit geben oder nicht: so ist mir doch jetzt in Europa kein Staat bekannt, welcher darauf gegründet wäre; und ich will die Franzosen für das erste Volk in der Welt erkennen, wenn sie auf dem Wege ihrer Theorie, vom Rechte der Menschheit, etwas fruchtbarliches und dauerhaftes zu Stande bringen: Ueberall und in jeder gesellschaftlichen Verbindung, es sey zum Handel oder zur gemeinschaftlichen Vertheidigung, liegt außer der Menschheit, eine dem Zwecke angemessene Actie oder W a h r e zum Grunde, die einer besitzen muß, um Genosse zu seyn; das geringste Dörfgen hat mehrentheils seine ganzen, halben und viertel W a h r e n, nach welchen jeder der gemeinen Weide und Waldung genießt, oder das seinige zur gemeinen Besserung beyträgt: und wenn darin ein U n g e w a h r t e r auftreten und sagen wollte: ich bin ein Mensch, darum laßt mich ein Stück Vieh auf die gemeine Weide treiben: so würde ihm der Vorsteher antworten: du bist ein Narr, die M e n s c h e n erhalten in unserm Dorfe nichts mehr, als was wir ihnen aus gutem Herzen geben wollen. Eben so verhält es sich in allen Städten; nur der Bürger und Eigenthümer einer gewissen W a h r e, ist daselbst ehrenfähig, und man gestattet den bloßen Menschen nicht einmal das Recht, ihr Brod daselbst zu betteln. Höchstens erlaubt man ihnen sich auf einem Contrakt anzubauen; oder man überläßt es der Religion, ein Reich Gottes ohne Actien zu errichten, und die Menschen mit einander, unter der Rubrik von armen Sündern auszugleichen. <...>

Wann und wie mag eine Nation ihre Konstitution verändern?

Eine jede Nation, hört man jetzt vielfältig sagen*, sey allemal befugt, sich, wenn es ihrer Meinung nach das allgemeine Beste erfordert, von neuem zu formen, und sich über alle bis dahin bestandene Rechte und Verträge hinwegzusetzen; gegen diese ihre Macht-Vollkommenheit schütze weder der Titel des Eigenthums, noch der des längsten Besitzes; nur in einer bestehenden Staatsverfassung seyn die Gesetze heilig, welche dabey ehedem zum Grunde gelegt worden; aber in einer jetzt zu errichtenden oder neu zu formenden Konstitution, könne die Nation mit eben dem Rechte davon abgehn, womit sie solche vorhin angenommen habe; und es hange einzig und allein von ihr ab, ob sie solche beybehalten oder verwerfen, jedem ein Eigenthum gestatten, oder in völliger Gemeinschaft leben wolle. Aber keiner gedenkt der Frage: wo und was die Nation sey, welche so große Befugnisse habe; und doch hängt von der Beantwortung derselben, die Richtigkeit jenes Schlusses vorzüglich ab.

Sind es gleiche Theilhaber oder gemeinschaftliche Eigenthümer einer Kolonie, welche ihre Konstitution verändern oder neu formen: so ist gegen jene Grundsätze nichts zu sagen. Diejenigen, so ein Gesetz gegeben, oder einen Vertrag mit einander gemacht haben, können der Regel nach auch davon wieder abgehen, so weit es ohne Nachtheil eines Dritten geschehen mag. Und wenn z. E. eine See-Handlungscompagnie sich trennet, ihre Schiffe, Magazine und Eroberungen verkäuft, oder zu andern Zwecken verwendet: so hat Niemand dagegen etwas zu erinnern. Allein wo findet sich die Kolonie oder der Staat, worin alle Einwohner gleich berechtiget sind? <...>

Das Lob, was G u d i n dagegen der neuen französischen Konstitution ertheilet <...>, gilt von jedem Gärtgen, wenn der Gärtner, um sich seine Botanik ins Kleine zu bringen,

nur Blumen von einerley Art und Farbe duldet; und M o n t e s q u i e u behauptete mit Recht, daß diese idées simples et uniques der helle Weg zum monarchischen (und so auch wohl zum demokratischen) Despotismus wären.

*Am beßten von GUDIN im Supplement au Contract Social. Paris 1791.

An Friedrich Nicolai, 29. Dezember 1792

Um Verzeihung, daß ich Ihren Brief nicht sogleich beantwortet habe. Da ich voraussah, daß ich mit dem fünften Bande der »Patriotischen Phantasieen« in diesem Jahre nicht fertig werden konnte, so kam ich erst aufs Verschieben, und hernach gehts denn so, wie es wohl zu gehen pflegt. Die Stücke in der Berlinischen Monatsschrift reichen bey weitem noch zu einem Bande nicht zu; und dann habe ich in dem Systeme, das ich darin wegen der Landaktien angelegt habe, noch eine und andre Ausfüllung zu machen, welche zur Kette der obigen gehört; wie ich denn noch heute an Herrn Biester einen kleinen Aufsatz schicke, der meiner Behauptung zustatten kommt. – Aus dem mir zugesandten Wochenblatte wird wenig zu gebrauchen seyn. Es ist zu viel gesuchter und verschwendeter Witz darin, und manches, was damals noch glänzte, ist jetzt aus der Mode.
Da meine Gesundheit sich zu bessern anfängt, so rechne ich noch etwas auf die Zukunft. Der Himmel erhalte Sie, liebster Freund, auf gleiche Weise und gönne mir auch dieses Jahr das Vergnügen, Sie in Pyrmont zu umarmen. Dieses ist mein Neujahrswunsch.
Was quälen uns die Emigrirten! Die armen, unglücklichen Leute!

Fragmente zu Immanuel Kant

Bisher haben G r o t i u s und andre große Philosophen zuerst Erfahrungen gesammelt, und nach denselben ihre Theorie erweitert. Die neuen Theoretiker hingegen ziehen sich immer mehr von gegebenen Fällen zurück; und die Folge davon ist, daß Jene in der wirklichen Welt brauchbarer sind, als diese, welche über Recht und Unrecht, ohne Einmischung irgend einer That, lehren.
Kein vernünftiger Empiriker wird aber um deswillen die Bemühungen dieser Letztern verachten. Vielmehr wird er der Welt und jedem Lande E i n e n großen Theoretiker wünschen, der ihm in jedem Fache das große idealische Fanal aufstelle, wonach der Empiriker, er steure geradezu oder lavire, beständig seine Augen richten muß. Aber wenn nun der Theoretiker ohne Erfahrung ihm den Weg mit dem Finger vorzeichnen will, den er im Steuern und Laviren halten soll, so zieht er mitleidig die Achsel. <...>

*

Herr K a n t thut den Empirikern gewiß zu nahe, wenn er von ihnen glaubt, daß sie den von ihm angeführten Gemeinspruch <*Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis*> in dem Verstande brauchten, welchen er ihnen beylegte. Meines Wissens, wollen sie damit nur so viel sagen, daß die Theorie gegen die Erfahrung zu arm sey, und ein theoretischer Kopf, indem er sich beym Generalisiren und Idealisiren verweilt, ungemein Vieles nicht bemerkt, was dem Manne von Erfahrung in die Augen fällt. <…> Ein vernünftiger Empiriker wird aber schwerlich jemals die Theorie selbst verachtet, oder auch nur einen Augenblick daran gezweifelt haben, daß dasjenige was in der Theorie richtig ist, in der Anwendung auf die Praxis gewiß auch nicht fehlschlagen könne. <…>

Jenny von Voigts: Todesfall

O s n a b r ü c k . Am 8ten d. M. früh um 7 Uhr, entschlief mein unvergeßlicher Vater, der geheime Justizrath, Justus M ö s e r, im 74sten Jahre seines Alters. Meinen Gönnern, Verwandten und Freunden mache ich diesen mir so äußerst schmerzhaften Verlust bekannt, und von ihrer Theilnahme überzeugt, verbitte ich alle Beyleidsbezeugungen.

J. v. Voigts,
gebohrne Möser

Jenny von Voigts an Friedrich Nicolai, 28. Januar 1794

Innigsten Danck für Ihren teilnemenden Anteil an meinem Verlust, ach er ist mir unersetzlich – und nur dadurch kan er etwas gelindert werden, das meine Freunde mir es fülen lassen wie sie Moesern liebten, und diesen meinen verlust empfinden <…>
Er war so wohl die letzten tage des vergangenen Jahres – bis zu dem 3ten dieses Monats. Wie seine gewöhnlichen krämpfe ihn wieder überfielen, schon den Sontag verlor der Arzt den Muth, da sich ein Fieber dazu einstelte, er selbst aber glaubte es gienge zur besserung. und auch den todes schweiß hielt er für erwünschten Ausbruch – dis dauerte bis Nachts von Dienstag auf Mittwoch 3 Uhr. Da er sich schwächer fühlte, nun machte er noch einige Bemerkungen und sagte um 6 Uhr er würde Müde – legte seinen Kopf auf die Hand, und mit den Worten Herr in deine Hände befehl ich meinen Geist ging er um halb sieben in ein bessres leben über, – ohne eigentlich gelitten zu haben – o mein Freund hier kann man doch wohl sagen, so wie sein leben, so auch sein tod – <…>.

Nachwort

Justus Möser (1720–1794) ist eine zentrale Gestalt der westfälischen Geschichte und Literatur im 18. Jahrhundert. Wie kein anderer verband er literarische und amtliche Tätigkeit miteinander zur Beförderung des gemeinen Besten. Insbesondere die *Patriotischen Phantasien* und die *Osnabrückische Geschichte* sicherten seinen Ruhm.

Am 14. Dezember 1720 wurde Möser in Osnabrück geboren und starb dort am 8. Januar 1794. Nach dem Besuch des Ratsgymnasiums seiner Heimatstadt studierte er 1740–43 in Jena und Göttingen Jura. Noch während des Studiums wurde er auf Betreiben seines Vaters Johann Zacharias (1690–1768) zum Sekretär der Osnabrücker Ritterschaft gewählt, für deren Mitglieder er nach Amtsantritt 1744 auch als Advokat tätig werden konnte. In direkter Konkurrenz zum Syndikus der Ritterschaft, dem er 1756 im Amt folgen sollte, wurde er 1747 von Fürstbischof Clemens August (1700–1761) zum Advocatus patriae ernannt.

Möser hatte als Lyriker begonnen und sich in dieser Gattung – vor allem als Gelegenheitsdichter – noch viele Jahre betätigt. Als er 1746 mit Regina Juliana Elisabeth Brouning (1716–1787) die Frau seines Lebens heiratete, hatte er seine »Doris« im selben Jahr mit deutlichem Hinweis auf Westfalen schon in einem Gedicht ›besungen‹, das wohl kaum zufällig im Jahr der Perlenhochzeit wie dem ihres 60. Geburtstags im *Almanach der deutschen Musen* (1776) unter dem schlichten Titel *Lied* erneut veröffentlicht wurde:

> An jenen nie besungnen Flüssen,
> Wo schwarzes Brot Verliebte nährt;
> Wo niemals ein zweideutig Küssen
> Der Freundschaft göttlichs Band entehrt,

Da opfert Damon in der Stille
Der schönen Doris treuen Brust <...>.

Die Ehe war glücklich, doch überlebte von den Kindern nur die »Jenny« genannte Tochter Johanna Wilhelmina Juliana, seit 1768 verh. von Voigts (1749–1814) die Eltern. Die Berufstätigkeit ließ Möser zunächst Zeit für literarische Aktivitäten, die auch seine Vielseitigkeit demonstrierten: 1746 und 1747 gab er zwei Moralische Wochenschriften – *Ein Wochenblatt* und *Die* (*Deutsche*) *Zuschauerin* – heraus, Ende Oktober 1748 veröffentlichte er seine Ode auf den Westfälischen Frieden und kurz darauf das 1750/51 in Wien aufgeführte Trauerspiel *Arminius*. 1749 folgte die lateinische Gratulationsschrift *De veterum Germanorum et Gallorum theologia mystica et populari* (*Über die Mysterien und den Volksglauben der alten Deutschen und Gallier*) für den Jugendfreund Ernst August Bertling (1721–1769) und 1750 der französische *Lettre à Mr. de Voltaire*, in dem er – den Stil Voltaires (1694–1778) nachahmend – dessen Kritik an der Person Martin Luthers und der Reformation zu widerlegen suchte.
Sein Plan, den *Heiligen Georg* des mittelalterlichen Dichters Reinbot von Durne und darüber hinaus »eine allgemeine Ausgabe aller deutschen Poeten, welche bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geschrieben haben«, herauszugeben, scheiterte allerdings an der zunehmenden beruflichen Belastung der 50er Jahre, wie er Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) am 24. Juli 1756 schrieb: »Allein nach einem Ueberschlag meiner Zeit und Kräffte verzweifelte ich an der Ausführung; und seitdem ich mich in Zeit von zehn Jahren an unseligen Processen mürbe und hypochondrisch geschrieben, so ist diese jugendliche Hitze verschwunden, obschon ich mir gleich jetzo, da ich die schweresten Jahre überstanden, einige Musse wieder verschaffet habe.«

Den literarischen Durchbruch brachte der Essay *Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen* (1761), in dem vehement die Existenz der komischen Figur auf der Bühne gegen die Angriffe des Leipziger Literaturpapstes Johann Christoph Gottsched (1700–1766) gerechtfertigt wird. Der *Harlekin* wurde ins Englische, Französische und Dänische übersetzt und stellte auch den Kontakt her zu den Berliner Aufklärern Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781), Moses Mendelssohn (1729–1786) und Friedrich Nicolai (1733–1811), zu denen sich der junge Thomas Abbt (1738–1766) gesellte.

Im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) profilierte sich der Syndikus Möser über konfessionelle Grenzen und ständische Schranken hinweg zu einer allseits geschätzten Persönlichkeit, die die Interessen des Fürstbistums Osnabrück erfolgreich vertrat gegenüber den Stadt und Land bedrohenden und besetzenden hannoverschen, englischen oder französischen Armeen. Nach Kriegsende hielt er sich von November 1763 bis April 1764 in London auf, wo er die Kontributionsfragen zum Abschluss bringen und sich für höhere Aufgaben empfehlen konnte. Denn in Folge des Westfälischen Friedens bestimmte der englische König Georg III. (1738–1820) als hannoverscher Kurfürst den nächsten Osnabrücker Fürstbischof, und Möser sollte tatsächlich bis an sein Lebensende als Spiritus Rector der Osnabrücker Regierung tätig werden. Die von ihm realisierte Reformpolitik sicherte die Zukunftsfähigkeit des kleinen geistlichen Staates.

1766 initiierte Möser die Gründung der *Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen*, für deren Beilage er zahlreiche Artikel schrieb. Als »das Vollkommenste Deutsche Nationalblatt <…>, das Er kennet«, hatte Johann Gottfried Herder (1744–1803) 1772 in einer Rezension für die *Allgemeine Deutsche Bibliothek* das von Justus Möser begründete Wochenblatt gepriesen und provokant gefragt, wo dieses Blatt erschiene: »In Sachsen?

in Berlin? in Göttingen?« – Nein, nicht in einem kulturellen, politischen oder wissenschaftlichen Zentrum, sondern: »In W e s t p h a l e n!«. Ausgerechnet in dieser von dem großen Friedrich II. (1712–1786) wie von Voltaire geschmähten kulturellen Wüste, wo in »des grandes huttes qu'on appelle maisons on voit des animaux qu'on appelle hommes qui vivent le plus cordialement du monde pêle mêle avec d'autres animaux domestiques« (Voltaire, *Candide*), suchte seit dem 4. Oktober 1766 Mösers Intelligenzblatt sein Publikum. Viele seiner dort erschienenen Aufsätze veröffentlichte – für ein überregionales Publikum teils mehr, teils weniger überarbeitet – die Tochter Jenny von Voigts als Herausgeberin unter dem Titel *Patriotische Phantasien* 1774–1786 in vier Teilen im Verlag von Friedrich Nicolai. Die beiden ersten Bände brachten Möser 1776 die ehrenvolle Berufung in die Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt, die der geglückten Verbindung des Delectare et prodesse und deren Beglaubigung durch die amtlich-berufliche Tätigkeit Mösers geschuldet war.

Die *Osnabrückische Geschichte – allgemeine Einleitung* (1768) begründete Mösers Ruf als bedeutender Historiker mit einer starken Orientierung an sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen – diese Geschichtsschreibung sollte auch pragmatisch, sollte auch Lehrerin der Politik sein. Herder hatte Möser als Verfasser »der e r s t e n D e u t s c h e n G e s c h i c h t e, mit D e u t s c h e m K o p f u n d H e r z e n« bezeichnet und kaum ein Jahr später erschien die Vorrede dieser *Osnabrückischen Geschichte* schon leicht gekürzt in Herders Programmschrift der Sturm-und Drang-Bewegung *Von Deutscher Art und Kunst* (1773) unter dem Titel *Deutsche Geschichte*. Über den Sturm-und-Drang in die Romantik und darüber hinaus weisen auch Mösers Beschäftigung mit Volksliedern und Editionsvorhaben mittelalterlicher Dichtung. Zumindest eines der von ihm für Friedrich Nicolais *Kleinen feynen Almanach*

(1777/78) gesammelten Volkslieder gelangte über Achim von Arnim/Clemens Brentanos *Des Knaben Wunderhorn* (1805–1808) in den *Zupfgeigenhansl* (1909) und moderne Anthologien.

Nach Niederlegung der Redaktion des Osnabrücker Intelligenzblatts 1782 blieb Möser weiterhin publizistisch tätig. Seit den 60er Jahren hatte es immer wieder Angebote zur Mitwirkung an Zeitschriften gegeben – z.B. bat Heinrich Christian Boie (1744–1806) um Unterstützung des *Deutschen Museums*. In den 80er Jahren standen ihm dann alle Redaktionstüren offen. Doch vor allem in der 1783 von Johann Erich Biester (1749–1816) mitbegründeten *Berlinischen Monatsschrift* und natürlich in den Osnabrücker *Westphälischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen* erschienen seine Beiträge. Aber auch für August Ludwig Schlözers (1735–1809) *Stats-Anzeigen* oder Peter Florens Weddigens (1758–1809) *Westphälisches Magazin* lieferte er Artikel.

Möser bediente sich der Medien der Aufklärung, um konkret Zukunft auf breiter gesellschaftlicher Grundlage gestalten zu können, und der argumentative Rückgriff auf die Tradition war bei ihm gerade nicht Ausdruck einer Kapitulationsmentalität gegenüber strukturellen Gegebenheiten, sondern der Versuch, rationale Erklärungen zu finden auch für gelegentlich antiquiert wirkende kulturelle und soziale Erscheinungen und Erscheinungsformen, die immer pragmatisch zu bewerten seien. Ob die vor dem Richterstuhl der reinen Vernunft nun bestehen könnten oder nicht, blieb sekundär, entscheidend war ihm eher die gesellschaftliche Funktion bzw. Systemadäquatheit. »Reform – nicht Revolution« war Mösers Losung. Und vor der Volksaufklärung stand die Aufklärung der Fürsten auf der Agenda. Mösers Perspektive war patriarchalisch/paternalistisch – ganz allgemein gesagt war das die Perspektive des Aufgeklärten Absolutismus.

Mit den Veröffentlichungen in der *Berlinischen Monatsschrift* wendete sich Möser direkt an ein Publikum im gesamten deutschsprachigen Raum. Und seine Beiträge wurden zunehmend politischer: der Französischen Revolution und deren Idealen stand Möser im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen von Anfang an skeptisch bis ablehnend gegenüber – und stand damit zunächst ziemlich allein. Erst nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. (1754–1793) und seiner Frau Marie Antoinette (1755–1793) wandelte sich langsam die öffentliche Meinung. Die Phase des Grand terreur unter Robespierre (1758–1794), die den endgültigen Umschwung in der deutschen Rezeption der Französischen Revolution brachte, erlebte Möser nicht mehr.
Über seine letzten Lebenstage und -stunden berichtete der Freund und Verleger Friedrich Nicolai in seinem *Leben Justus Mösers* (1797): »Er empfand im Anfange des Jahres 1794 einen unbedeutenden Katarrh, der ihm nicht ungewöhnlich war, wobey er sich leidlich befand und zuweilen bey ziemlich munterer Laune war. In der Nacht vom siebenten zum achten Jänner empfand er ängstliche Bewegungen. Er hielt sie anfänglich nach seiner gewöhnlichen Art für eine Wohlthat der Natur, den Körper von innen heraus von dem alten Uebel zu befreyen. Bald aber merkte er seinen Irrthum, fühlte daß es Todesschweiß war, und sagte, eingedenk seines Streits mit seinen Freunden über die Richtigkeit seiner Hypothese, mit größter Gleichmüthigkeit: ›Ich habe den Prozeß verloren!‹ Er gab ruhig noch einige Aufträge, ließ seiner vortreflichen Tochter, der zweyten Hälfte seines Herzens, für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit danken, und sagte: Er sey nun müde und wolle schlafen. – So entschlief er, ruhig, so wie er lebte.«

Seine Beerdigung in der St. Marienkirche, wo sein Großvater Johannes Möser (1661–1699), der die Familie in Osnabrück begründet hatte, einst predigte, wurde im Januar 1794 aufwendig inszeniert, und kaum einen Monat später

gab es Aktivitäten, sein Leben und Werk mit einem Denkmal zu würdigen. Doch erst ein 1832 gegründeter Möser-Verein sorgte für die Finanzierung des 1836 feierlich enthüllten Möser-Denkmals in seiner Geburtsstadt.
Justus Möser blieb das ganze 19. und bis ins 21. Jahrhundert ein wichtiger kultureller Bezugspunkt: der Politiker und Publizist wurde nicht nur in Osnabrück mit einem Denkmal, sondern auch mit einer Büste in der 1842 eingeweihten Walhalla und 1862 mit einer Statue im Münsteraner Ständehaus geehrt. Wurden Texte Mösers bereits zu Lebzeiten in englischen, französischen, italienischen, dänischen oder russischen Ausgaben und Zeitschriften in Europa gelesen, so erschienen seit Ende des 18. Jahrhunderts bis heute drei Gesamtausgaben und mehr als 50 deutschsprachige Auswahlausgaben, in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts *Escritos escogidos* auf Spanisch und zu Beginn des 21. Jahrhunderts – 2004 und 2009 – zwei japanische Möser-Anthologien.

Mösers Persönlichkeit erfuhr im Laufe der Zeit unterschiedliche Bewertungen. Der radikalen Ablehnung von Karl Marx (1818–1883), dem zufolge Möser nur »die blödsinnige westfälische Junkeransicht« vertreten habe, dessen *Patriotische Phantasien* »sich dadurch auszeichnen, daß sie nicht einen Augenblick den biedern, kleinbürgerlichen, <haus>backenen, gewöhnlichen, <bo>rnirten Horizont des Philisters verlassen und dennoch reine Phantastereien sind«, steht die uneingeschränkte Bewunderung eines anderen weltweit bekannten deutschen Denkers gegenüber: Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) hat im dreizehnten Buch von *Dichtung und Wahrheit* (1814) im Rückblick auf das Jahr 1773 geschrieben: »Mißfiel es nun dem jungen Autor <*d.i. Goethe*> keineswegs, als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden; so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist.«

Goethe bietet eine umfassende Würdigung der *Patriotischen Phantasien*, deren Verfasser er wie keinen anderen deutschen Autor enthusiastisch lobt: »An diesen kleinen Aufsätzen, welche, sämtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntnis des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswert. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn, und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz ja schädlich wäre. Wie vorurteilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände aus einander, so wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehn. <…> Sodann erfahren wir gar manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den Verfall, als den Erfolg von mancherlei Ursachen, und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls, in einem ewigen schwer zu lösenden Zirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rat, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar, deswegen er auch die Sammlung *Patriotische Phantasieen* genannt, obgleich alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Öffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick.

Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubrizieren, wenn

man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß.«
In den *Patriotischen Phantasien* erkennt Goethe auch ein Instrument der differenzierten politischen Situationsanalyse: »Mösers Darstellung, so dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutschen höchst interessant sein. Wenn man sonst dem deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möserischen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchsterwünscht zu Ausbreitung der Kultur im Einzelnen, nach den Bedürfnissen welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehn; und wenn Möser von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den westphälischen Kreis sich verbreitend, nunmehr dessen Verhältnis zu dem ganzen Reiche zu schildern wußte, und bei Beurteilung der Lage, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpfend, dieses aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig sei, gar deutlich auseinander setzte: so durfte nur jeder Staatsverweser, an seinem Ort, auf gleiche Weise

verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs beste kennen zu lernen, und sowohl Gegenwart als Zukunft zu beurteilen.«
Goethes Hochachtung der Person und der Schriften Mösers dauerte unvermindert an. Noch 1823 veröffentlichte er in *Ueber Kunst und Altertum* seinen Aufsatz *Justus Möser*, der keinen Zweifel an der fortgesetzt uneingeschränkten Wertschätzung lässt: »Gern erwähn ich des trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt <…>, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat.“ Und er kommentiert direkt anschließend die Ankündigung des dritten Teils von Mösers *Osnabrückischer Geschichte* (1824) idealisierend: »Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Äußerungen eines solchen Geistes und Charakters gleich Goldkörnern und Goldstaub denselben Wert haben wie reine Goldbarren und noch einen höheren als das Ausgemünzte selbst.«

Wer Goethes Urteil nachvollziehen möchte, wird die *Patriotischen Phantasien* und die *Osnabrückische Geschichte* wohl komplett lesen müssen – das vorliegende Lesebuch bietet anhand von privaten Briefen und mehrenteils Texten für sein regionales Publikum lediglich einen Einstieg in Kenntnis und Verständnis von Mösers Leben, Denken und Werk.

Literatur

Möser-Bibliographie 1730-1990. Hrsg. von Winfried Woesler. Unter Mitarbeit von Brigitte Erker u.a. – Tübingen 1997.

Möser-Forum 1/1989. Hrsg. von Winfried Woesler. – Münster 1989 (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen (im Folgenden: OGQuF). 27). *Möser-Forum 2/1994*. Hrsg. von Winfried Woesler. – Osnabrück 1995 (OGQuF. 35). *Möser-Forum 3/1995-2001*. Hrsg. von Winfried Woesler. – Osnabrück 2002 (OGQuF. 43).

Thorsten Heese/Martin Siemsen: *Justus Möser 1720–1794. Aufklärer, Staatsmann, Literat. Die Sammlung Justus Möser im Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück*. – Bramsche 2013 (Osnabrücker Kulturdenkmäler – Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte der Stadt Osnabrück. 14 / Möser-Studien. 1).

Jonathan B. Knudsen: *Justus Möser and the German Enlightenment*. – Cambridge u.a. 1986.

Jean Moes: *Justus Möser et la France. Contribution à l'étude de la réception de la pensée française en Allemagne au XVIII^e siècle*. – Osnabrück 1990 (OGQuF. 30) – Thèse d'État Metz: Université de Metz 1981.

William F. Sheldon: *The Intellectual Development of Justus Möser. The Growth of a German Patriot*. – Osnabrück 1970 (OGQuF. 15) – Diss. phil. Minneapolis: University of Minnesota 1967.

Martin Siemsen/Thomas Vogtherr (Hrsg.): *Justus Möser im Kontext. Beiträge aus zwei Jahrzehnten*. – Osnabrück 2015 (OGQuF. 55 / Möser-Studien. 2).

Karl H. L. Welker: *Rechtsgeschichte als Rechtspolitik. Justus Möser als Jurist und Staatsmann*. 2 Bde. – Osnabrück 1996 (OGQuF. 38).

Korrespondenzpartner

Thomas Abbt (1738–1766), Freund Mösers, Philosoph und Minister in der Grafschaft Schaumburg-Lippe

Johann Bernhard Basedow (1724–1790), Gründer des Philanthropins in Dessau, führender Vertreter der Aufklärungspädagogik

Rudolf Zacharias Becker (1752–1822), Lehrer am Philanthropin in Dessau, seit 1784 Publizist und Verleger in Gotha

Auguste Regine Juliane Buch geb. Friderici (*1754), Nichte Mösers

Johanna Catharina Friderici (1754–1784), Nichte Mösers

Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg (1729–1810), Staatsmann, Minister im Fürstbistum Münster

Christian Garve (1742–1798), Philosoph, Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften

Johann Christoph Gatterer (1727–1799), Historiker, Professor an der Universität Göttingen

Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803), Dichter, Domsekretär in Halberstadt

Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789), Theologe, Abt von Riddagshausen, entfernter Verwandter Mösers

Friedrich Nicolai (1733–1811), Freund Mösers und Verleger seiner Werke

Michael Ignaz Schmidt (1736–1794), Historiker, Professor in Würzburg und später in Wien

Johanna Wilhelmina Juliana »Jenny« von Voigts (1749–1814), Tochter Mösers, Herausgeberin der *Patriotischen Phantasien*

Textnachweise

Der edierte Text folgt den Erstdrucken; die eine oder andere »gelehrte« Fußnote wurde nicht wiedergegeben.
Die Beilage der *Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen* (WOA) hatte zunächst keinen eigenen Titel, hieß 1768 bis 1772 *Nützlicher Beylagen zum Osnabrückischen Intelligenz-Blate* (NB) und ab 1773 *Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* (WB).
Aufsätze, die in die *Patriotischen Phantasien* (PP) aufgenommen sind, werden im Folgenden mit römischer Ziffer für den Band und arabischer Ziffer für die jeweilige Nummer notiert, stark variante Titel werden ggf. hinzugefügt; darüber hinaus wird – wie bei anderen Möser-Texten – als Referenz auf die maßgebliche Gesamtausgabe (GA) verwiesen: Justus Mösers Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 14 Bänden. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Oldenburg u.a. 1943–1990.
Mösers Briefe werden nach der maßgeblichen Ausgabe (Bw) abgedruckt: Justus Möser. Briefwechsel. Neu bearb. von William F. Sheldon in Zusammenarbeit. mit Horst-Rüdiger Jarck, Theodor Penners und Gisela Wagner. Hannover 1992 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. 21).

Autobiografische Fragmente (Friedrich Nicolai: Leben Justus Mösers. Berlin, Stettin 1797, S. 7 und 9–12; GA II, S. 201ff.); Ein Wochenblatt. 44. Stück vom 9. Nov. 1746 (GA I, S. 248f.); Erstes Stück eines Indianischen Briefes. In: Die Deutsche Zuschauerin. Fünftes Stück. Mittwochs, den 1. Februar 1747 (GA I, S. 309f.); Ode *auf den Westfälischen Frieden.* Osnabrück 1748 (GA II, S. 197–201); »Komm Gredel, lass die Helden <…>«. In: Unterthænigste Vorstellung und Bitte Mein Joseph Patridgen <…>. o.O. 1760 (GA II, S. 103 und 303);

Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen. o.O. 1761 (GA II, S. 306–340); *An* die Berliner *(T. Abbt), Mai 1762* (Bw, Nr. 260); Comedie (Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Osnabrück, Dep 58 Hs A XXI, S. 245f.); *An J.W.L. Gleim, 15. Dez. 1763* (Bw, Nr. 279); *An T. Abbt, 12. Mai 1764* (Bw, Nr. 288); *An T. Abbt, Aug. 1764* (Bw, Nr. 297); *An T. Abbt, Ende Mai 1765* (Bw, Nr. 310); *An T. Abbt, 26. Juni 1765* (Bw, Nr. 315); *An T. Abbt, Ende Aug. 1765* (Bw, Nr. 324); Auszug eines Schreibens: Ob die Tugend zu scharf beurtheilet werden dürfe? In: Wöchentliche Mindensche Anzeigen, 16. Sept. 1765 (PP I/GA IV, Nr. 16: Von dem moralischen Gesichtspunkte); Betrachtung über die Wohnung eines westfälischen Bauren. In: Wöchentliche Mindensche Anzeigen, 23. Sept. 1765 (vgl. PP III/GA VI, Nr. 37); *An T. Abbt, 11. Okt. 1766* (Bw, Nr. 361); Vermischte Nachricht. In: WOA, 11. Okt. 1766; Sachen, so verlohren. In: WOA, 27. Dez. 1766 (GA VIII, Nr. 13); An *F. Nicolai, 11. Feb. 1767* (Bw, Nr. 367); Die hiesigen Häuser des Landmanns sind in ihrem Plan die besten. In: WOA, 7. März 1767 (PP III/GA VI, Nr. 37); Das Glück der Bettler. In: WOA, 10. Okt. 1767 (PP I/GA IV, Nr. 10); Anmerkung wegen dieser Intelligenz-Blätter. In: WOA, 17. Okt. 1767 (GA VIII, Nr. 34); Vorschlag zur Versorgung alter Bediente. In: WOA, 19. Dez. 1767 (PP I/GA IV, Nr. 13); Avertissement wegen der Osnabrückschen Intelligenz-Blätter. In: WOA, 26. Dez. 1767 (GA VIII, Nr. 45); Johann konnte nicht leben. Eine alltägliche Geschichte. In: NB, 23. Juli 1768 (PP I/GA IV, Nr. 29); *Doppelrezension <Friedrich Carl von Moser:>* Von dem deutschen Nationalgeiste. Frankfurt a.M. 1765/*<Johann Jacob Bülau:>* Noch Etwas zum deutschen Nationalgeiste. Lindau 1766. In: Allgemeine deutsche Bibliothek. Bd. 6/1. Berlin, Stettin 1768, S. 3-14 (GA III, S. 247–255); Osnabrückische Geschichte – allgemeine Einleitung. Osnabrück 1768, unpag. (GA

XII/1; S. 31–45); *An J.C. Gatterer, 29. Jan. 1769* (Bw, Nr. 400); Es bleibt beym Alten. In: NB, 15. April 1769 (PP I/GA IV, Nr. 35); Schreiben an den Herrn Schulmeister im 20sten Stück. In: NB, 3. Juni 1769 (PP I/GA IV, Nr. 41: Schreiben eines reisenden Gasconiers an den Herrn Schulmeister); *Aktennotiz vom 8. Juli 1769* (Bw, Nr. 403); Von dem Faustrechte. In: NB, 14. und 28. April 1770 (PP I/GA IV, Nr. 54: Der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen); Ein Project das nicht ausgeführet werden wird. In: NB, 26. Mai 1770 (PP I/GA IV, Nr. 58); *An J.B. Basedow, 1770/72* (Bw, Nr. 410); Aufgabe. In: NB, 2. März 1771 (GA VIII, Nr. 118); Jeder zahle seine Zeche. In: NB, 25. April 1772 (PP II/GA V, Nr. 38); Gedanken über den jetzigen Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen. In: NB, 25. Juli und 1. Aug. 1772 (PP II/GA V, Nr. 2: Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen, ist der gemeinen Freyheit gefährlich); Schreiben eines reisenden Gasconiers an seinen Wirth in Westphalen. In: WB, 2. Jan. 1773 (PP II/GA V, Nr. 46: Schreiben eines reisenden Parisers an seinen Wirth in Westphalen); Eine Probe des neuesten Geschmacks. In: WB, 11. Sept. 1773 (PP II/GA V, Nr. 77: Das englische Gärtgen); Vorschlag zu einer Sammlung einheimischer Rechtsfälle. In: WB, 16. Okt. 1773 (PP II/GA V, Nr. 44); *An J.F.W. Jerusalem, 21. Nov. 1773* (Bw, Nr. 433); Das Glück der Morgenstunden. In: Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1774, S. 153 (GA II, S. 95); *Rezension* Historiae Antiquissimae Comitatus Benthemiensis Libri tres <…> Auctore Joanne Henrico Jungio <…> Hannoverae & Osnabrugi ap. Jo. Guil. Schmid. 1773. In: Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur. Bd. 5. Lemgo 1774, S. 223f. (GA III, S. 268); *An F. Nicolai, 2. April 1774* (Bw, Nr. 438); Johann seyd doch so gut! In: WB, 23. April 1774 (PP II/GA V, Nr. 59); Der alte Onkel. In: WB, 21. Mai 1774 (PP II/GA V, Nr. 81: Der

alte Rath); *An F. Nicolai, 24. Aug. 1774* (Bw, Nr. 441); *Jenny von Voigts:* Vorrede der Herausgeberinn. In: Patriotische Phantasien von Justus Möser. Erster Theil. Berlin 1775, unpag. (PP I/GA IV, o. Nr.); *J.W. Goethe an Jenny von Voigts, 28. Dez. 1774* (Bw, Nr. 445); *Jenny von Voigts:* Vorrede der Herausgeberinn. In: Patriotische Phantasien von Justus Möser. Zweyter Theil. Berlin 1776, unpag. (PP II/GA V, o. Nr.); *An F. Nicolai, 10. Dez. 1775* (Bw, Nr. 452); Ein Westfälisches Minnelied. In: WB, 10. Feb. 1776 (PP III/GA VI, Nr. 56); Verschiedene Würkung der Theorie und Erfahrung. In: WB, 14. Dez. 1776 (GA IX.A, Nr. 38); *Rezension* J<*ohann*> J<*acob*> Mosers neueste Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft unter dem Kaiser Matthia, Ferdinand II, Ferdinand III, Leopold, Joseph I, Carl VI, Carl VII, Franz und Joseph II, mit Betrachtungen darüber. 2 Tle. Frankfurt und Leipzig 1775/76. In: Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur. Bd. 10. Lemgo 1776, S. 548–553 (GA III, S. 285–289, hier S. 289); Ueber die Feyerstunde der Handwerker. In: WB, 4. Jan. 1777 (PP III/GA VI, Nr. 40); Sollte man nicht jedem Städtgen seine besondre politische Verfassung geben? In: WB, 18. und 25. Jan. 1777 (PP III/GA VI, Nr. 20); *An F. Nicolai, Anfang Juni 1777* (Bw, Nr. 468); *An F.F.W. von Fürstenberg, 17. Juni 1777* (Bw, Nr. 470); *An F. Nicolai, 9. Juli 1777* (Bw, Nr. 474); *An J.C. Friderici, Aug. 1777* (Bw, Nr. 479); Ueber die verfeinerten Begriffe. In: WB, 1. Nov. 1777 (PP III/GA VI, Nr. 59); *An F. Nicolai, 24. Jan. 1778* (Bw, Nr. 486); Erinnerung des Verfassers. In: Patriotische Phantasien von Justus Möser. Dritter Theil. Berlin 1778, unpag. (PP III/GA VI, o. Nr.); *An M.I. Schmidt,* 11. April 1778 (Bw, Nr. 490); Eyn Nidersechsysches Lyed. In: Danyel Seuberlich <d.i. F. Nicolai> (Hrsg.): Eyn feyner kleyner Almanach <…> Zweyter Yargang. 1778, S. 114ff. (GA II, S. 107f.); Eyn Westphelysches Lyebeslyd. In: Danyel Seuberlich <d.i. F.

Nicolai> (Hrsg.): Eyn feyner kleyner Almanach <…> Zweyter Yargang. 1778, S. 128ff. (GA II, S. 110f.); *An A.R.J. Buch, 13. Dez. 1778* (Bw, Nr. 498); Rede eines Beckers über die Backproben. In: WB, 31. Juli 1779 (PP IV/GA VII, Nr. 38); Der Wirth muß vorauf. In: WB, 12. Feb. 1780 (PP IV/GA VII, Nr. 26); Ein Impromptü am Geburtstage. In: Litteratur- und Theater-Zeitung, 14. Okt. 1780 (GA II, S. 113); *Amtliches Gutachten* (zitiert nach: Osnabrücker Mitteilungen 119, 2014, S. 37f.); *Über Goethes* Götz von Berlichingen. In: Ueber die deutsche Sprache und Litteratur. Schreiben an einen Freund. Osnabrück 1781 (GA III, S. 77f.); *An F. Nicolai, März/April 1782* (Bw, Nr. 550); *J.W. Goethe an Jenny von Voigts, 5. Mai 1782* (Bw, Nr. 552); *An Jenny von Voigts, 20. Juli 1782* (Bw, Nr. 556); *Jenny von Voigts an L. von Anhalt-Dessau, 9. Dez. 1783* (Ulrike und William F. Sheldon: Im Geist der Empfindsamkeit. Freundschaftsbriefe der Mösertochter Jenny von Voigts an die Fürstin Luise von Anhalt-Dessau 1780–1808. Osnabrück 1971 (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen. 17), Nr. 71); *An C. Garve, 11. Feb. 1784* (Bw, Nr. 578); *An R.Z. Becker, 28. Jan. 1786* (Bw, Nr. 595); Toleranz und Intoleranz. In: Patriotische Phantasien von Justus Möser. Vierter Theil. Berlin 1786, S. 187f. (PP IV/GA VII, Nr. 48); *Verse auf den Tod seiner Frau am 31. Mai 1787*. In: Johann Friedrich Kleuker: Noch etwas über Möser's Tod. In: Berlinische Monatsschrift (Mai 1794), S. 486–491, hier S. 490; *Testamentarische Verfügung vom 13. April 1789* (Bw, Nr. 625); Über das Recht der Menschheit, als den Grund der neuen französischen Constitution. In: WB, 17. April 1790/Berlinische Monatsschrift, Juni 1790 (GA IX.A, Nr. 60); Wann und wie mag eine Nation ihre Konstitution verändern? In: WB, 10. Sept. 1791/Berlinische Monatsschrift, Nov. 1791 (GA IX.A, Nr. 66); *An F. Nicolai, 29. Dez. 1792* (Bw, Nr. 645); *Fragmente zu I. Kants »Über den Gemeinspruch: Das mag*

in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis«. In: Vermischte Schriften von Justus Möser. Hrsg. von Friedrich Nicolai. Berlin, Stettin 1797, S. 94f. (GA X, Nr. 87); *Jenny von Voigts:* Todesfall. In: WOA, 11. Jan. 1794; *Jenny von Voigts an F. Nicolai, 28. Jan. 1794* (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlass Nicolai 77, Bl. 8).

Bildnachweise

S. 10: Kupferstich von C. G. Geyser nach dem Ölgemälde von E. Gottlob als Frontispiz von T. 1 der *Patriotischen Phantasien* 1778 (Justus-Möser-Gesellschaft). Zitat: Ulrich Joost: »… nach meinem Urteil einer der vollkommensten Männer« – Georg Christoph Lichtenberg und Justus Möser, und dabei etwas zu Lichtenberg in Osnabrück. In: Justus Möser im Kontext. Beiträge aus zwei Jahrzehnten Hrsg. von Martin Siemsen und Thomas Vogtherr. Osnabrück 2015 (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen. 55) S. 153f. – S. 12: Gedicht Mösers auf den Tod des Lehrers J. H. Spiegelberg (Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Osnabrück) – S. 20: Titelblatt der Erstausgabe des *Harlekin* (Justus-Möser-Dokumentationsstelle) – S. 40: Mösers Brief an Thomas Abbt, Anfang Juli 1766 (Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Bückeburg) – S. 41: N. 1 der *Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen* (Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Osnabrück) – S. 97: Titelblatt von T. 1 der *Patriotischen Phantasien* 1775 (Justus-Möser-Gesellschaft) – S. 128: Mösers Silhouette aus dem Nachlass von J. F. W. Jerusalem, um 1775 (Original unbekannt, Reproduktion in: Der Friedenssaal 1, 1927, H. 7) – S. 138: Schabkunstblatt von J. G. Huck, nach 1788 (Justus-Möser-Gesellschaft).

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davids (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69).